Junge Welt

Mit Farbbeilage

BERLIN
APRIL 1941
JAHRGANG 3
HEFT 4

Deutsches Fernkampf-
flugzeug vom Typ Fokke
Wulf „Condor" im Fluge

30 Pf.

DIE REICHSZEITSCHRIFT DER HITLER-JUGEND



AM 20. APRIL SIND ALLE UNSERE GEDANKEN UND GUTEN WÜNSCHE BEI UNSEREM GELIEBTEN FÜHRER

Ein Soldat an den FÜHRER

„MEIN FÜHRER! Standort, den 20. April 1940

Lange haben wir überlegt, meine Kameraden und ich, was wir Ihnen zum Geburtstag schenken können. Wenn an diesem Tage jeder im deutschen Volk seine Gabe auf Ihren Tisch legt, wollten wir Soldaten nicht fehlen. Wie alle anderen wollten auch wir Ihnen zeigen, daß der Tag, an dem Sie geboren sind, unter allen Tagen der schönste und festlichste für uns ist, ein Tag, an dem mit Ihnen, mein Führer, gleichsam die ganze junge deutsche Nation geboren wurde.

Denn diese Nation, die heute in undurchdringlicher Tuchfühlung gegen den Feind und in einem nie wieder zu erschütternden Willen zum Siege zusammensteht, ist in Ihrem Namen, Ihrem Leben und Ihrem Werk beschlossen. Ihre Feinde sind unsere Feinde, der Kampf, der so lange nur Ihr Kampf war, ist nun nicht nur unser aller Kampf, sondern der Kampf der ganzen neu anbrechenden Epoche gegen eine alte und faulige Zeit geworden.

An dem Tag also, an dem Sie das Licht der Welt erblickt haben, hat die ganze Welt ein Licht erblickt, welches über die Jahrhunderte strahlen wird. Was Wunder, daß wir diesen Tag feiern wie keinen andern und daß wir ihn gerade in diesem Jahr feiern wie nie zuvor und vielleicht auch wie niemals später wieder: so, wie es seiner ganzen unabsehbaren Bedeutung würdig ist, im Gleichklang aller Herzen, in der Anspannung aller Kräfte, im Bewußtsein aller Verantwortung vor der Zukunft und in dem erhabensten Glücksgefühl, das Menschen empfinden können, Ihr Leben, mein Führer, mitleben zu dürfen, an Ihrer Aufgabe mitschaffen zu helfen, in diesem einzigartigen Augenblick der Weltgeschichte Ihr Volk, Ihre Gefolgschaft, Ihre Schildträger und Soldaten zu sein.

Es fällt uns Soldaten nicht leicht, viele und große Worte zu machen. Wir sind Männer, die Ihr Ruf aus allen Gauen Deutschlands, aus allen Schichten und Berufen zusammengezogen hat. Und so verschiedenartig die Landschaften, aus denen wir kommen, und die Beschäftigungen waren, die uns vordem täglich ausfüllten, so verschiedenartig äußert sich Wesen und Gefühl eines jeden von uns, wenn das von der Begeisterung und dem Erlebnis dieser Minute über und über erfüllte Herz den Mund zum Überlaufen bringt. Aber in dem einen sind wir nun alle gleich, in dem Willen zur Pflicht, in dem Entschluß, uns für Sie einzusetzen.

Was auch früher jeder für sich gedacht und jeder für sich getan haben mag, heute sind wir alle auf die eine Tat gestellt, deren Notwendigkeit das Schicksal unseres Volkes, deren Gesetz die Umstände unseres Jahrhunderts und unserer Generation und deren Ziel Sie selbst, mein Führer, bestimmt haben. Nicht Worte wollen wir Ihnen schenken, sondern Taten.

Das ist alles, was wir Ihnen schenken können; denn was ein jeder an Eigenem zu geben gehabt hätte, das hat er Ihnen bereits gegeben. Beruf und Stellung, unsere Frauen, unsere Kinder, unsere Freunde, das Behagen unserer Stuben, die Bequemlichkeit des bürgerlichen Lebens, alles das haben wir eingetauscht gegen die harte Zucht des Soldatentums, gegen die Nähe der Gefahr und ständige Einsatzbereitschaft.

Manchem ist das gewiß schwerer gefallen, als er zugeben möchte. In dem Humor der Soldaten, in ihrer Ausgelassenheit, ihren Späßen, ihrem Poltern und Lachen, in ihren Liedern klingt immer etwas mit, was an diese harte Verwandlung des einzelnen Menschen in einen neuen, nun ganz der Gemeinschaft gehörenden erinnert. Aber wir sind Männer und wollen uns so wenig wie möglich anmerken lassen. Wir wissen, daß wir keine andere Wahl hatten, und wir wissen auch, daß wir nicht anders gewählt hätten, wenn wir vor die Wahl gestellt worden wären.

Viele, die in der Heimat ihren früheren Beschäftigungen nachgehen können, ahnen kaum, wie vollkommen eine solche Umwandlung ist. Sie haben nicht den Ernst des Opfers und des Verzichts erfahren müssen, aber sie haben auch nie den Aufschwung der Seele und das Glück empfunden, das aus diesem Opfer erwächst. Sie können vom Krieg lesen oder auch sprechen, aber sie haben dem Krieg niemals wirklich in das strenge, unvergeßliche Gesicht gesehen, welches das eigentliche Gesicht der Geschichte ist.

Sie mögen über den Krieger urteilen, je nachdem, wie er ihnen begegnet und wie er ihnen gefällt, niemals werden sie das Erlebnis jener ritterlichen Armut haben, die seit jeher das Kennzeichen des Menschen gewesen ist, der für etwas Überpersönliches kämpft.

Für etwas sich einsetzen zu dürfen, das über unseren eigenen kleinen Lebensbezirk hinausreicht, auf alles Persönliche um eines Größeren willen verzichten zu können, einer erhabenen Sache mit allem, was man besitzt, selbstlos und ohne eigenen Gewinn und Anspruch dienen zu sollen, das ist der Sinn des Soldatentums, aber auch sein Stolz, seine Krönung, sein Adel.

Und das, mein Führer, haben Sie nicht nur als Soldat im Weltkriege erfahren, das wissen Sie nicht nur als der Erste Soldat in diesem Kriege, sondern das haben Sie uns ein Leben lang vorgelebt und leben es uns noch jeden Tag wieder vor.

Was könnten wir Ihnen also Besseres schenken als das Gelöbnis unserer Treue, unseres Gehorsams und unseres Glaubens an Sie, mein Führer, und die gewaltige Aufgabe, die Ihnen die Vorsehung gestellt hat? Und was könnten Sie von uns anderes annehmen wollen? Sie leben in der gleichen ritterlichen Armut wie wir. Sie tragen den gleichen grauen Rock wie wir. Wie wir stehen Sie des Morgens auf und legen sich des Abends nieder in dem gleichen Gedanken, Deutschland zu dienen, rastlos und selbstlos und ohne nur einmal denken zu dürfen, daß die Last Ihres Amtes und die Sorge Ihrer Verantwortung von Ihnen genommen werden möchte.

Sollten wir, die wir durch Ihr Vorbild erst das wurden, was wir sind, Ihnen wünschen, daß es anders wäre? Sie würden lächeln und uns fragen, ob wir glauben, daß Sie der wären, der Sie sind, wenn Sie anders lebten, als Sie leben müssen. Sollen wir Ihnen gar wünschen, was die Menschen gemeinhin unter Glück verstehen, friedliches Behagen, ein gesichertes Auskommen, Ruhe und Gemächlichkeit und den ungetrübten Genuß alles dessen, was die Welt zu bieten vermag.

Es gibt so vielerlei, was sich die Menschen wünschen. Meist ist es immer das, was sie gerade nicht haben und nicht können, und meist ist es so töricht wie der Wunsch jenes sagenhaften Königs, daß einmal alles, was er berühre, ganz zu Gold werden möge. Wie diesem König, den nur die Nachsicht eines Gottes vom Verhungern errettete, würde es den Menschen ergehen, wenn alle solche Wünsche in Erfüllung gingen.

Und wünschten wir Ihnen, mein Führer, was sich die Spießer wünschen, so würden Sie gewiß zornig werden und glauben, daß wir keine richtigen Soldaten wären.

Nein, mein Führer, mit solchen Vorstellungen wollen wir Ihnen nicht unter die Augen treten. Aber wir haben uns doch gefragt, wie das Glück aussehen muß, das wir Ihnen wünschen können. Wir haben uns gefragt, ob es die Beendigung dieses Krieges ist, der endliche Sieg über die Feinde, der ungeheure Triumph über Haß, Niedertracht, Unredlichkeit und Neid.

Wir alle glauben felsenfest, daß Sie diesen Triumph feiern werden, aber wir wissen auch ebensogut, daß es nicht der Haß gegen alle die-

jenigen ist, die so tief unter Ihnen stehen, sondern einzig und allein die Liebe zu Ihrem Volk in seiner schwersten Minute.
Wir wissen, daß aus dieser Liebe Ihr Wille entsprang, jenen langen, unendlich mühevollen und gefährlichen Weg zu gehen, den Sie gegangen sind.
Was Sie damals hinter sich ließen, war das Inferno des Weltkrieges, der ganze gespenstische Höllenspuk des ersten Unterganges einer hoffnungslos der Vernichtung verfallenen Welt. Was Sie mit sich nahmen, war der unerschütterliche Glaube an die seelische und sittliche Kraft des deutschen Volkes und die Gewißheit, daß dieses unser Volk im Feuer und Blitz und im Toben aller Elemente nun erst recht zu dem Punkt gelangt war, wo seine eigentliche Berufung begann. Was Sie aber vor sich sahen, und was Sie, wie wir glauben, immer vor sich sehen werden, das war die riesige lichterfüllte Vision einer neuen, schöneren und besseren Welt.
Wären Sie nur ein Maler gewesen, so hätten Sie diesen Anblick zu malen versuchen müssen. Wären Sie ein Dichter gewesen, hätten Sie ihn besingen können, wie einst Hölderlin die weite Landschaft eines erträumten helleren und glücklicheren Vaterlandes besungen hat. Da Sie aber ein Schöpfer waren, so haben Sie Ihre Hände erhoben und begonnen, diesen Ihren Traum zu schaffen. Schon steht von allem so viel vor dem Auge der erstaunten Menschheit, daß auch der Fremde das unvergleichliche Ausmaß Ihrer Schöpfung bewundernd erkennen muß. Schon ist der gewaltige Grundriß in der Seele Ihres Volkes niedergelegt. Schon sind die tragenden Pfeiler in den weiten Himmel der Unsterblichkeit hinaufgemauert. Muß man nicht denken, daß dieser Krieg, den uns unsere Feinde mit merkwürdigem geschäftigem Eifer aufgezwungen haben, nur das letzte trotzige kindische Aufbegehren jenes ewig unbelehrbaren Teiles der Menschheit ist, der erkennen muß, was er nicht begreifen kann, und seine Augen geblendet und krampfhaft vor dem Überraschenden und Überwältigenden zumacht, weil er nicht glauben möchte, was er sehen muß?
Wir Soldaten sind stolz darauf, den Neubau der Welt, den Sie begonnen haben, vor diesem Trotz der ewig Verblendeten schützen zu dürfen. Wir wissen, welche Auszeichnung uns zuteil geworden ist, als sie uns als erste aufriefen, Wächter und Bewahrer Ihres Werkes zu sein.
Schon hat die Welt erfahren, und sie wird es immer wieder erfahren, was es heißt, deutsche Soldaten, Ihre Soldaten, herauszufordern. Unerbittlich werden wir in diesem Kriege sein, wie Sie es uns befohlen haben, unnachsichtig jeden Beleidiger zurückweisen, unbeirrbar jede freche Hand zurückschlagen, die sich gegen Sie und Ihre Schöpfung erhoben hat. Aber während wir auf dem Posten stehen, auf den Sie uns gestellt haben, bitten wir Sie, mein Führer, daß Sie nicht aufhören mögen, jene überirdische Musik einer reineren und friedlicheren Zukunft zu hören. Niemals möge der beseligende Schimmer Ihrer Vision an Glanz verlieren, niemals das Gewölk der Sorgen, die Erbitterung des Kampfes, die Last der Verantwortung, der Qualm der Schlachten seine Leuchtkraft trüben. Niemals mögen Sie irre werden an diesem Ihrem Volk, für das Sie da sind und für das Sie schaffen.
Denn was wir Soldaten uns wünschen, ist, daß wir immer so vor Ihrem Hause Wache halten könnten wie eben jetzt. Was wir aber Ihnen wünschen, mein Führer, ist, daß Sie noch jeden Augenblick, den Sie wollen, ruhen können im Vertrauen auf unsere Wachsamkeit und versunken in den Anblick aller der großen wunderbaren Dinge, die Ihnen noch zu vollenden bestimmt sind."

W. M., ϟϟ-Mann

Kameraden im SHD

Vieles möchte man berichten, wenn man die Jungens gesehen hat, die in der Provinzial-Feuerwehrschule Westfalen zu tüchtigen Helfern des Sicherheits- und Hilfsdienstes ausgebildet werden, um gegebenenfalls bei Brandgefahr helfend beitragen zu können, deutsches Volksvermögen zu retten.
Mit Eifer und großem Schneid sind die Jungens bei der Ausbildung darum bemüht, möglichst schnell fertig zu werden, um für den Fall einer Gefahr schon bereitzustehen und so zu helfen, wie einige junge



Über die freistehende 17 Meter hohe Leiter geht es mit einem höllischen Tempo

Bild links: Am Brandherd angelangt! Jeder Junge weiß seine Aufgabe und erledigt sie mit äußerster Schnelligkeit



Bild oben: Nun wird der Hauptschlauch ineinander geschraubt

Bild links: In die Nebenschläuche wird danach auch Wasser gelassen

Von einem gegenüberliegenden Haus wird der Brandherd bekämpft

Jetzt wird nur geübt! Im Einsatz rettet der Feuerwehrmann mit der Sitzschlinge Frauen und Kinder aus Lebensgefahr

Kameraden, die sich bei einem Großbrand zur Bekämpfung des Brandes besonders hervorgetan haben.
Im Grunde ist dieser Einsatz beim SHD. mit dem bei den Feuerwehrscharen innerhalb des HJ.-Streifendienstes der einzige soldatische Einsatz der Jungen überhaupt, weshalb ihre Begeisterung um so verständlicher wird.
Alle Hitlerjungen, die durch den SHD. in dieser Zeit aus ihrer Lehre herausgezogen wurden zur Ableistung ihrer sogenannten „Dienstpflicht", erfahren in der Provinzialfeuerwehrschule unter fachmännischer Leitung erprobter Männer eine Grundausbildung. Meist dauert diese vier bis sechs Wochen, eine Zeit, in der die dienstverpflichteten Kameraden zu Feuerwehrmännern ausgebildet werden. Nach den sechs Wochen Ausbildungszeit ist die Schulung noch nicht abgeschlossen. Die HJ.-Kameraden bleiben auch weiterhin als Eingezogene des SHD. zusammen, und als richtige Einsatzmänner bei aller Gefahr lernen sie in dieser Zeit noch eine Menge zu dem eben erworbenen Wissen hinzu. Die Ausbildungszeit ist eine Zeit fachlicher Schulung.

Nach einer ärztlichen Begutachtung, ob die Jungen körperlich die Voraussetzungen für den neuen Dienst mitbringen, beginnt das tägliche Training. Ordnungsübungen sind die notwendige Disziplinschule, theoretischer Unterricht geht den praktischen Übungen voraus. Der Innenhof der Feuerwehrschule ist sehr gut für praktische Übungen geeignet. In den graublauen SHD.-Uniformen mit dem Hakengurt der Schule und dem Luftschutzhelm ausgerüstet, sind sie tatsächlich die jüngsten Soldaten der Heimat. Höchstes Gebot der Schule ist eigene Disziplin. Wer sich nicht selbst beherrscht, kann es niemals den Männern in den blauen Uniformen des Feuerlöschdienstes gleichtun und selbstsicher in den schwierigsten Situationen sein. Der ganze Dienstplan ist dazu ausgerichtet, den Kameraden alle Unterweisungen für den Einsatz im Ernstfall zu geben. Die hauptamtlichen Führer der Schule verfügen über eine große Anzahl von Lehrgegenständen und guten Unterrichtsräumen. Stufe um Stufe geht der Lehrgangsteilnehmer durch die Ausbildung der Schule.
Ein starker Wille gehört auch dazu, bei den Übungen erfolgreich zu sein und vor dem kritischen Auge des Direktors der Schule bestehen zu können. Alle Tage wird geübt mit angetretener Mannschaft, wobei jeder einzelne seine Arbeit zugeteilt erhält. Da wird ein Großbrand inszeniert im Hochhaus, zu dem die Feuerwehrspritze alarmiert wird. Die Mannschaft rückt aus, braust mit der Feuerwehrspritze zum Tatort, der Wagen wird von einem HJ.-Kameraden selbst gefahren. Ein Ausbilder, der Leiter der Übung, begleitet das Kommando. Und dann beginnt die Übung, die eigentlich schon keine mehr ist, denn es klappt alles vorzüglich.
Der Wagen hält, die Jungen springen ab, jeder eilt an seinen Platz — den er im vorausgegangenen Kommando erhalten hat. Ein Trupp fährt zum Löschteich. Der erste Angriffstrupp spürt indessen den Feuerherd auf und macht dem örtlichen Vorstand Meldung von der Lage der Brandstätte. Der Schlauchtrupp arbeitet mit dem Maschinisten an der Spritze. Der Schlauch muß im hohen Bogen ausgeworfen werden. Alles muß schnell gehen. Schon hat der zweite Trupp seinen Befehl erhalten, wieder in die Brandstelle zu gehen, und ist bereits auf dem Wege, mit Leitern in den ersten Stock zu gelangen. Das zweite und dritte Stahlrohr ist angeschlossen, die Trupps bedienen es und löschen. Was muß nicht alles gekonnt sein! Es gibt nicht nur die Spritzenmannschaft, daneben steht die Schlauchmannschaft, stehen die Steiger. Wer Hilfe leisten will, muß alles können! So müssen sie retten können und sich auch selbst retten. Mut ist Vorbedingung! Ein Griff, und schon muß die Brustschlinge oder die Sitzschlinge umgelegt sein. Wer sich selbst retten will, darf vor allen Dingen kein Angstgefühl kennen. Wer nur einmal ein Angstgefühl hat, wenn er sich am Haken festseilt und das Seil in Händen an der steilen Wand herunterläuft, der hat schon verloren, der wird niemals sicher unten ankommen.
Die Kameraden müssen an der Hakenleiter, die ganz gewiß eine gehörige Portion Mut und Sicherheit verlangt, ebensogut fertig werden wie an der mechanischen Leiter. Ein ausgebildeter Feuerwehrmann muß flink wie eine Katze die Leiter hinauf- und herunterlaufen können. Es ist schon eine harte und schwere Aufgabe, die sie erfüllen müssen, aber auch schön zugleich. Alle erfüllen sie mit so viel Freude und Begeisterung, daß sie bestimmt einmal tüchtige Helfer des Sicherheits- und Hilfsdienstes sein werden.



„HJ im Klettergarten"

WIE MACHE ICH EINEN BULLINGKNOTEN!

BERGFAHRTEN IN TAUERN UND KARAWANKEN

Mit Spannung haben wir die Meldungen und Berichte von der mutigen Tat des Wiener SS-Sturmmannes Kasparek gelesen, der mit seinen Kameraden Brunhuber und Wiegele zum erstenmal die Hochtor-Nordwand im Gesäuse durchstiegen hat. — Unter uns: was wissen wir vom Bergsteigen und Klettern? Nicht viel. Einen zünftigen Kameraden und einen zünftigen Zeichner baten wir drum, uns in die Geheimnisse des Kletterns einzuführen:



Abseilen

Wenn auf den Bergen Schnee liegt und die Jungen der HJ.-Bergfahrtengruppen, die den Sommer über manchen Gipfel bezwungen haben, in den Heimabenden zusammenkommen, erzählen sie sich von ihren Erlebnissen und zeigen sich ihre Bergfahrtenbücher, die von stolzen Besteigungen künden.

Mit 15 Jahren kann jeder Junge Mitglied dieser Bergfahrtengruppen sein, in denen er eine sorgfältige und ausgezeichnete Schulung erhält. Alte Berghasen sind es, die den jungen Menschen, der sich die Berge seiner engeren Heimat erwandern möchte, in die Hände nehmen und aus ihm nach und nach einen fels- und eisgängigen Bergsteiger machen.

Kärnten ist auf diesem Gebiete besonders glücklich daran. Seine Berge weisen alle Höhen- und Schwierigkeitsgrade auf und sind vom Tal und von den Städten aus leicht erreichbar, so daß in einen kurzen Sonntag einiges „gemacht" werden kann.

So schnell geht es aber mit unseren Hitlerjungen nicht, denn die Gefahren der Berge sind zu groß, als daß man leichtsinnig einen jungen Menschen in die Felsen schicken würde. Früher einmal war das so. Da ließ man einen „Jüngling" einfach in die Berge laufen, ohne jegliche Vorbereitung und meistens sogar ohne die genügende Ausrüstung, die gerade in den Bergen mit ihren schnellen Wetterstürzen und den oft sehr niederen Temperaturen von ausschlaggebender Bedeutung sind. Wenn er auch nicht gerade immer abstürzte oder in eine Gletscherspalte fiel, so machte doch jeder Bergsteiger der alten Schule seine unangenehmen



Im Stemm-Kamin





Mit Pickel, Steigeisen
und Seil am Eishang

Zwischenfälle mit, die ihn manchmal seine gesunden Glieder kosteten, oder ihn die eine oder die andere kühle und schlaflose Nacht kosteten, falls er sich in den Felsen verstiegen hatte.
Die Schule, durch die heute die Jungen, die in der Nähe von Gebirgen wohnen, gehen, fängt erst mit theoretischen Unterricht an. Umgang mit Karte und Kompaß, Erlernen der verschiedenen Knoten vom „Sackstich" bis zum „Bullingknoten", erste Hilfe usw. muß der Junge erst erlernen, dann kann er zum ersten Male mit auf Bergwanderung gehen. Hier geht es nun auch nicht gleich in die Felswände, sondern im Anfang werden leichte Touren absolviert, bis dann endlich in den sogenannten „Klettergarten" gegangen wird, wo dem Jungen alle Kniffe, mit denen man einem Felsen zu Leibe rücken muß, gezeigt werden. Da lernt er was eine „exponierte Stelle" ist, was ein „Kamin", was ein „Überhang" und ein „Riß". Mit Kletterschuhen, Seil und Felsgeher! Diese Klettergärten sind nicht, wie der Laie erst annehmen würde, irgendwie künstlich angelegt, sie heißen Gärten, weil sie meist so beschaffen sind, daß man alle Schwierigkeitsgrade darin findet, so daß sich die Schüler lange in ihnen aufhalten können und so lange dort üben, bis sie sozusagen „bergreif" geworden sind.
Nach diesem „Berggewöhnen" geht es in die leistungssportliche Praxis. Auf Bergfahrten erst unter fachkundiger Leitung, dann mit Kameraden, lernt der Hitlerjunge bis zu seinem 18. Lebensjahre die Gebirge seiner Heimat kennen. Die Bergfahrtenbücher der Klagenfurter Gruppe z. B. erzählen, was die Jungen in einem Sommer alles „gemacht" haben. Zwölf verschiedene größere Touren hat einer hinter sich, der noch im vorigen Herbst ein blutiger Neuling war, einer war schon auf dem Großglockner, ein anderer in den Karawanken auf dem Hochobier und in der Fragant. Ein 17jähriger durfte sogar einen Eiskurs im Glocknergebiet mitmachen und machte auf diese Weise mit Pickel und Steigeisen Bekanntschaft. Wieder ein anderer konnte im Juli noch Skilaufen, denn auch das alpine Skilaufen pflegen die HJ.-Bergfahrtengruppen, und da die meisten Berge über 3000 Meter auch den Sommer über Schnee haben, wurde dieser Vorteil ausgenutzt.
Hat der Hitlerjunge seine Schulung in der Bergfahrtengruppe hinter sich, dann tritt er nach Erreichung des achtzehnten Lebensjahres in die Jungmannschaft des Deutschen Alpenvereins über, wo er Gelegenheit hat, seine bergsteigerische Erfahrung weiter zu erhärten. Wenn er dann zu den Soldaten kommt, wird der berggewohnte Sohn der Alpen wahrscheinlich die Gebirgsjäger als Truppenteil auswählen, denn hier bleibt er in seinem Element, den Bergen, und kann seine alpinen Kenntnisse im Dienst des Vaterlandes einsetzen.

Willibald Kollegger

Im Quergang

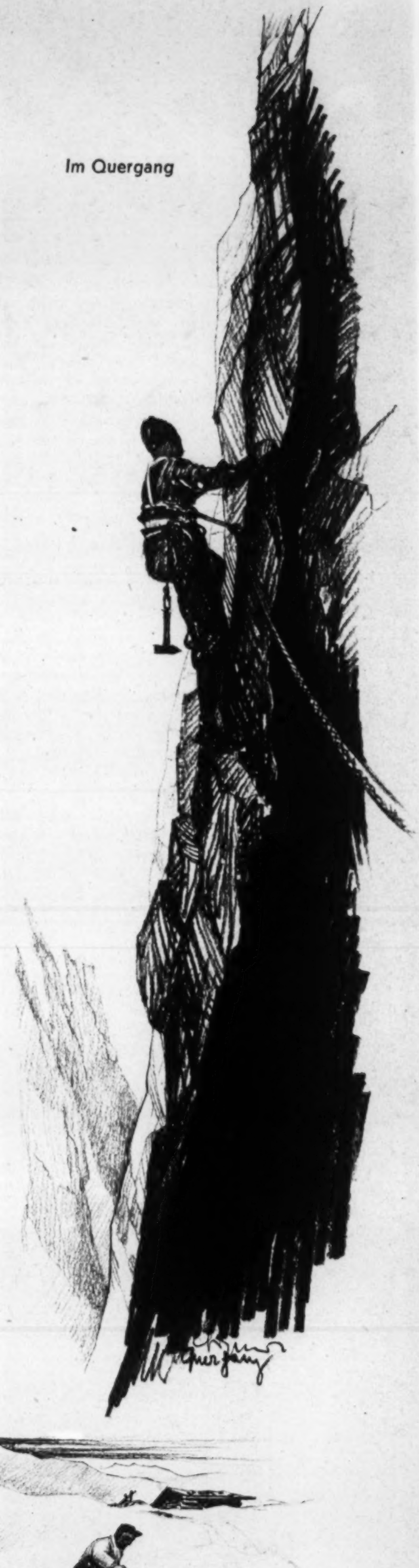


Bild unten: Auf den Rausch-Türmen
in der Reisseck-Gruppe, Kärnten



Bild unten: Noch im Juni liegt oben
im Hochgebirge der Schnee . . . .

Wie FÄLLT eine Fliegerbombe?

BOMBENFLUGZEUGE IM ANGRIFF UND IN DER VERTEIDIGUNG

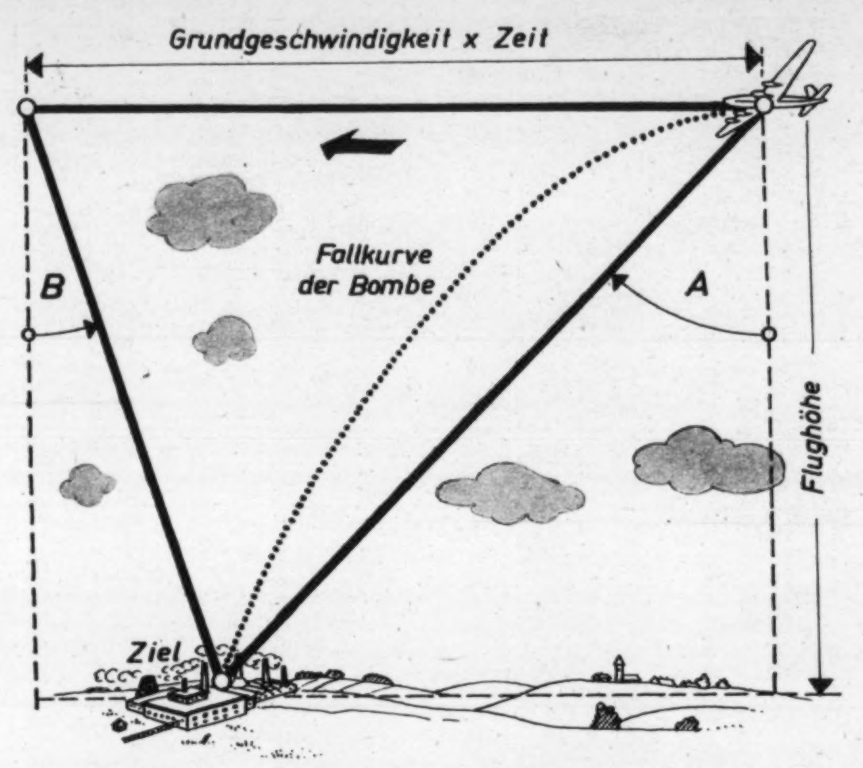
Als wir uns kürzlich einmal über die Frage, wie eine Fliegerbombe fällt, unterhielten, einigten wir uns sehr schnell darüber, daß sie auf keinen Fall senkrecht fällt. Natürlich: denn sie wird ja nicht von einem festen Punkt aus herabgeworfen (in welchem Falle sie es ausschließlich mit der berühmten „Anziehungskraft der Erde" zu tun haben würde, die bekanntlich dafür zu sorgen hat, daß z. B. Äpfel im allgemeinen „nicht zu weit vom eigenen Stamm fallen"), sondern aus einem mit erheblicher Geschwindigkeit dahinfliegenden Bomber. —

„Sie fällt schräg nach hinten", behauptete steif und fest Hugo, der allerdings noch nie in einem Bombenflugzeug gesessen hatte, dafür aber gestand, daß er, wenn er mit der Eisenbahn gefahren sei, gelegentlich mal was zum Abteilfenster hinausgeschmissen und dann stets beobachtet habe, wie die Apfelsinenschale oder die Butterbrotpapierkugel nach hinten zu, d. h. entgegen der Fahrtrichtung, zu Boden gefallen sei. So ähnlich müßte das auch mit den Bomben sein.

Leider hatte Hugo diesmal nicht recht, und zwar weder mit der „Fallkurve" seiner Apfelsinenschale noch mit der von Fliegerbomben. Weil er nämlich nicht daran gedacht hatte, daß er vom fahrenden Zug aus den „Fall" anders sah als beispielsweise der Schrankenwärter, der nachher die Überreste von Hugos Reisefrühstück zwischen den Kohlrabipflanzen seines kleinen Gärtchens am Bahndamm wieder aufzuklauben hatte. Kurzum: die Fliegerbombe fällt, wenn man ihren Fall auf das Ziel bezieht, das sie treffen soll, in einer erheblichen Vorwärtskurve! Und da es sich beim Bombenabwurf ja um einen Zielabwurf handelt, ist die genaue Kenntnis dieses Vorganges für den Bombenschützen von größter Wichtigkeit. Dieser ist also in einer ähnlichen Lage wie der Jäger, der ein bewegliches Ziel, z. B. eine Wildente im Flug, treffen will. Der Entenjäger muß Flugrichtung und -geschwindigkeit des Vogels scharf beobachten und nach einem Punkt zielen, der im Augenblick, wo er abdrückt, nicht unerheblich vor der fliegenden Ente liegt. Man spricht in diesem Falle von „vorhalten", und der Winkel, um den das zielende Gewehr vom Ziel nach vorn abweicht, heißt „Vorhaltewinkel".

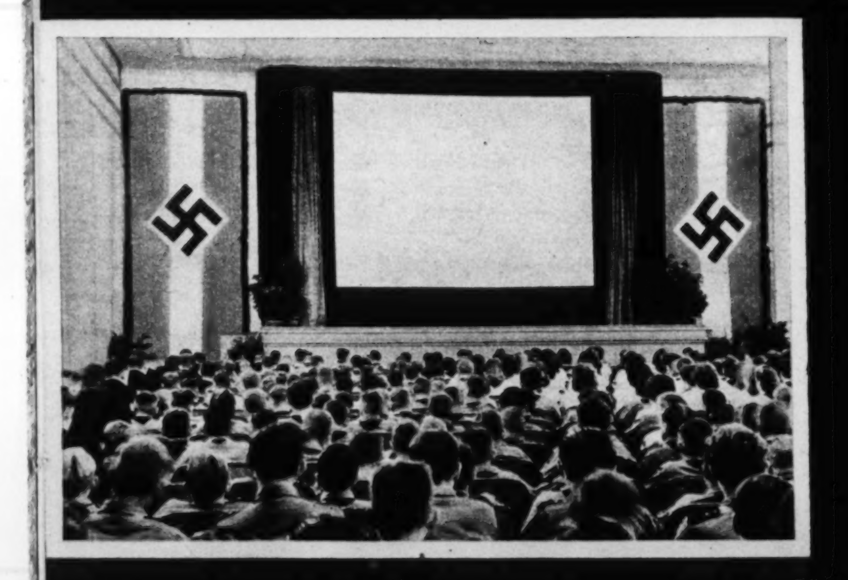
Beim Bombenschützen ist die Sache demnach so, daß er die Bombe schon abwerfen muß, bevor sich das Flugzeug senkrecht über dem Ziel befindet. Auch hier spielt also der Vorhaltewinkel die ausschlaggebende Rolle.

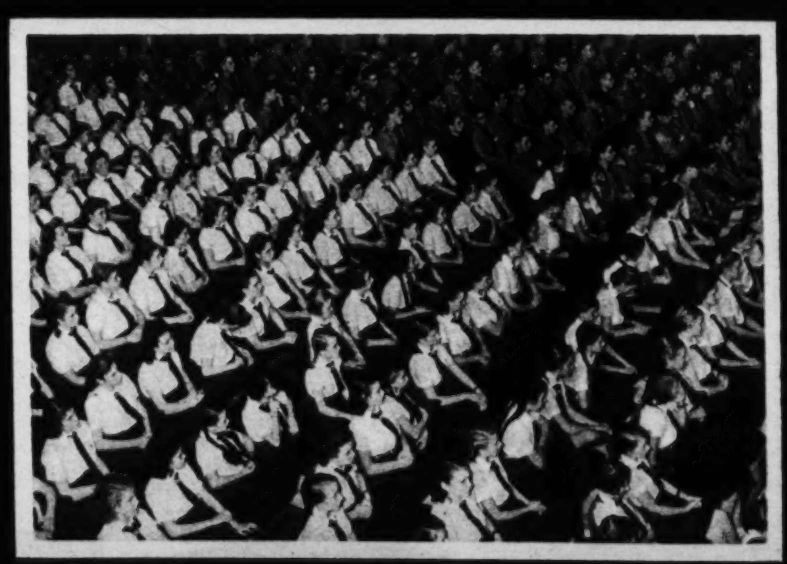
Unsere Abbildung 1 soll andeuten, daß man diesen Vorhaltewinkel berechnen kann und welche „Rechenwerte" dazu erforderlich sind. Allerdings wollen wir diese Werte, d. h. Grundgeschwindigkeit des Flugzeuges, Zeit und Flughöhe hier nur erwähnen, auf verzwickte Rechenkunststücke verzichten und uns nur ganz allgemein klarmachen, daß sich die Bombe im Augenblick des Abwurfs zwar von



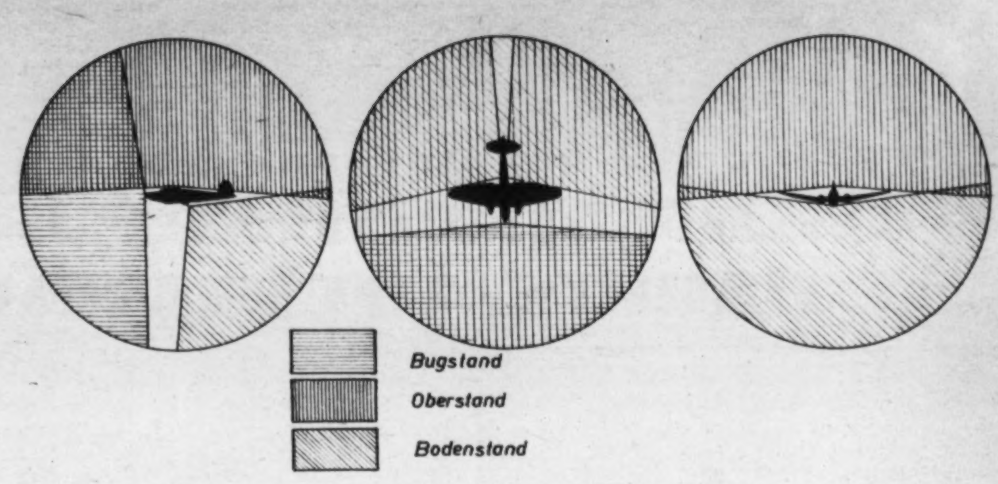
A = Vorhaltewinkel B = Rücktriftwinkel

...und sonntags Jugendfilmstunden im





dem schnell nach vorwärts sausenden Flugzeuge löst, diesen „Vorwärtsschwung“ aber nicht sofort los wird, sondern mit dessen Hilfe zunächst der nun auf sie einwirkenden Erdanziehung (Schwerkraft) noch einen erheblichen Widerstand entgegenzusetzen vermag, der dann im Fallen natürlich immer schwächer wird, was, im ganzen betrachtet, zu der aus unserer Abbildung 1 ersichtlichen „gebogenen“ Fallkurve führt.
Die Flughöhe zeigt bekanntlich der Höhenmesser an. Die Fallzeit der Bombe hängt selbstverständlich in erster Linie von der Flughöhe des Bombers ab und schwankt demnach im allgemeinen zwischen etwa 10 und 37 Sekunden. — Die Grundgeschwindigkeit der Maschine wird durch Überfliegen einer bekannten Strecke auf dem Erdboden ermittelt. Wenn der



Bombenschütze diese Werte in Tabellen bzw. im Höhenmesser vor sich hat, fehlt ihm dann nur noch ein Wert, nämlich die sogenannte „Rücktrift“, die auf unserer Abbildung 1 genau so wie das „Vorhalten“ als Winkel in Erscheinung tritt. — Was hat es nun damit für eine Bewandtnis? — Ihr seht auf der Abbildung 1 deutlich, daß, um es einmal ganz unfachmännisch auszudrücken, die Bombe ohne Rücktrift noch um einiges weiter vor dem Ziel auftreffen würde. Folglich muß der Bombenschütze beim Zielen die Rücktrift vom Vorhalten gewissermaßen „abziehen“, d. h. die Bombe etwas später auslösen, als er sie, wenn es diese Rücktrift nicht gäbe, auslösen müßte.
Und was ist nun die Rücktrift selbst? Oder anders herum gesagt: wodurch wird dieses Abbremsen des Bombenschwunges nach vorwärts bewirkt? — Nun, ganz einfach: durch den Luftwiderstand.
Dieser Luftwiderstand wird einmal um so stärker wirken, je länger die Bombe durch die Luft fällt, d. h. also, je höher das Flugzeug fliegt, zum anderen aber auch, je schneller das Flugzeug fliegt. Und drittens wird, wenn Flughöhe und -geschwindigkeit bei zwei verschiedenen Bombenabwürfen gleich sind, diejenige Bombe eine größere Rücktrift haben, die durch ihre Form der Luft eine größere Angriffsfläche bietet. — Vielleicht hatte unser Hugo (siehe oben) irgendwie dunkel etwas von dieser Rücktrift geahnt, als er seine Behauptung von der Rückwärtsfallkurve einer Fliegerbombe aufgestellt hatte. Ich werde ihn bei Gelegenheit einmal danach fragen.
Unsere Abbildung 2 zeigt euch dann noch die Form und Größe verschiedener Bomben sowie deren Sprengwirkung an den Trichtern, die sie im Erdboden je nach dessen Beschaffenheit erzeugen.
Aber unser Thema würde doch unvollständig behandelt bleiben, wenn wir nach der Angriffswaffe eines Bombers nicht auch noch seine Verteidigungsmöglichkeiten erwähnen würden, nämlich die drei Maschinengewehrstände, mit denen auch jedes moderne Bombenflugzeug ausgerüstet sein muß, um im Abwehrkampf nach allen Seiten verteidigungsfähig zu sein. Wenn wir uns auf der Abbildung 3 die Schußfelder der drei Waffenstände ansehen, so werden wir feststellen, daß es für den angreifenden Jäger keine Möglichkeit gibt, an den Bomber heranzukommen, ohne in das eine oder andere — und manchmal sogar zu gleicher Zeit in zwei der drei Schußfelder zu geraten.

H. K.

ganzen Reich / *Bilder, die für sich und die Sache sprechen*





1941: Jahr des Aufbaues in den neuen Gebieten

REICHSUNIVERSITÄT POSEN – HAUPTSTADT DES WARTHEGAUES



Alter Markt der deutschen Kolonialstadt des Mittelalters mit Rathaus

Die Erhebung der alten deutschen Akademie von Posen zur Reichsuniversität bedeutet die geistige Krönung des deutschen Warthegaues, der als östliches Bollwerk das Deutschtum zu repräsentieren hat. Nun vermag sich der große Kulturbogen von Straßburg her bis ins Wartheland zu wölben, über eine Kulturlandschaft, die als Herz Europas für alle Kulturregungen des Kontinents verantwortlich und mitbestimmend gewesen ist.

Die deutschfeindliche Geschichtsschreibung hat in den letzten 70—80 Jahren sich so gern und aus propagandistischen Gründen des Satzes vom „deutschen Drang nach dem Osten" bedient. Die Geschichte von Posen und seiner Landschaft zeigt uns klarer als andere Gegenden, daß dieser Satz eine Waffe aus der Rüstkammer unserer Feinde gewesen ist, denn wir sehen immer wieder, daß der Germane hier der zurückweichende Teil gewesen ist. Das Land zwischen Warthe und Weichsel ist urgermanischer Volksboden, in dem schon 1000 Jahre vor unserer Zeitrechnung ostgermanische Stämme lebten, die uns da und dort heilige Steinsetzungen hinterlassen haben, Belege von dem hohen Stande der Sternkunde unserer Ahnen. Über diese erste uns bekannte ostgermanische Bevölkerung schiebt sich im ersten Jahrhundert vor der Zeitrechnung das große und kulturell hochbedeutsame Volk der Goten mit seinen gepidischen und wandalischen Hilfsvölkern, die das Land bis zum Ende des 6. Jahrhunderts besiedelten. Ein Teil der Gepiden war nach Ungarn, ein Teil der Wandalen nach Spanien und Afrika abgewandert. Die zurückgebliebene germanische Bevölkerung konnte sich, da sie an Zahl zu schwach war, der nachdrängenden Slawen nur schwer erwehren, und ist wohl im Laufe der Jahrhunderte in ihnen aufgegangen.

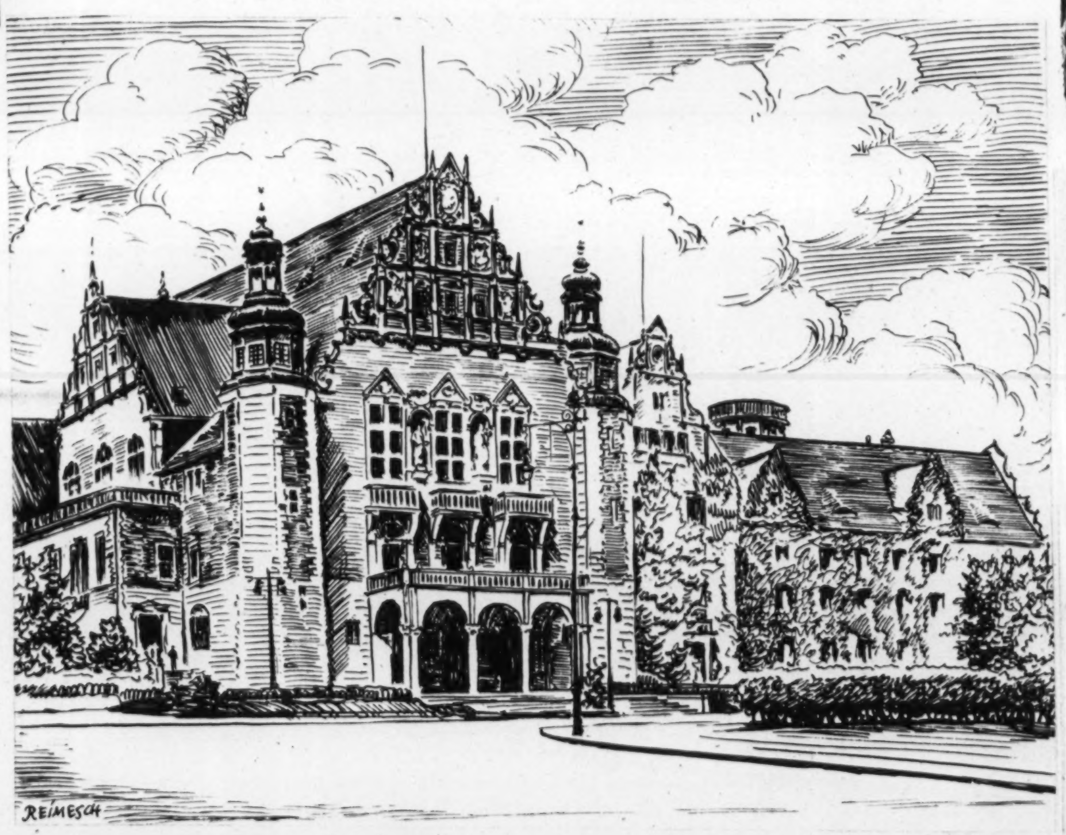
Von der heutigen Stadt Posen hören wir zum erstenmal im Jahre 966, als der Polanenfürst Mieszko zum Christentum übertrat und ein vom Erzbistum Magdeburg abhängiges Bistum in seiner Stadt begründete, um das sich allmählich eine deutsche Stadt entwickelte, die 1252 deutsches Stadtrecht nach magdeburgischer Art erhielt.

Niederschlesier und Niederdeutsche pommerschen Schlages besiedelten in der großen Zeit der deutschen Ostwanderung das Wartheland, und sie führten es erst einer gründlichen Kultivierung zu, denn die slawischen Bewohner hatten weder den Willen noch die Kraft, die weiten Sumpflandschaften zu entwässern, noch die schweren Böden zu bebauen. Mit Posen als Mittelpunkt entstanden im 13. und 14. Jahrhundert über 600 sogenannte Holländereien, also Dörfer mit Bewohnern niederdeutschen Ursprunges. Die Stadt selbst blühte prächtig auf und wurde Mitglied der Hansa, da sie einen reichen Handel mit Getreide hatte. Im 15. und 16. Jahrhundert wurden jene eindrucksvollen Bauten errichtet, die auch in Zeiten, in denen das Polentum überwucherte, Zeugnis von der Deutschheit der Stadt ablegten. Vor allem ist die Planmäßigkeit der Stadtanlage so typisch deutsch, daß selbst ein Blinder den deutschen Ursprung erkennen kann.

Die Stärke des Deutschtums lag in der bäuerlichen Bevölkerung der Umgebung. Die von den Polen her betriebene Gegenreformation hat dem Deutschtum und dem Wohlstand Posens grausam mitgespielt. Polnische Luderwirtschaft zerrüttete in wenigen Jahrzehnten, was Jahrhunderte währender deutscher Aufbau geschaffen hatte. Die katholische Kirche war so stark, daß sie selbst, als Posen und das Wartheland an das protestantische Preußen gelangten, die im 18. Jahrhundert in unmittelbarer Nähe von Posen angesiedelten katholischen bambergischen Gemüsebauern restlos polonisiert.

Posen wurde Mittelpunkt der preußischen Verwaltung, Sitz hoher Behörden und Standort einer großen Garnison. Noch steht das Haus in der Berg-

Königliche Akademie aus der Zeit vor dem Weltkrieg, jetzt Universität



straße Nr. 7, in dem Posens größter Sohn, Paul von Hindenburg, am 2. Oktober 1847 geboren wurde. Die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts neben der Bischofsstadt und der Altstadt angelegte Wilhelmstadt zeigt uns das Bild des kaiserlichen Deutschlands, dessen Mittelpunkt das großzügige, im Stil einer romanischen Kaiserpfalz erbaute Schloß ist. Museen, die Gebäude der Akademie, das klassizistisch gehaltene schöne Stadttheater, die Gebäude der Ansiedlungskommission sind Gebäude von starker dekorativer Wirkung. Der Staat erkannte aber ebensowenig wie das Volk, daß es darauf ankam, das Volkstum mit allen Mitteln zu fördern. Der Deutsche strebte nach Berlin oder nach dem industriell aufsteigenden Westen; das liberalistische Zeitalter sah auf die aus dem fruchttragenden Ostlande kommenden Menschen herab, hatte für ihre knorrige Art kein Verständnis. So kam es, daß das Polentum immer frecher ins Kraut schoß. Gar als nach dem Zusammenbruch die Stadt ein Verwaltungszentrum Polens wurde, da ging ein rücksichtsloser Kampf gegen alles Deutsche los, durch den mehr als 800 000 Deutsche aus dem Warthegau vertrieben wurden. Was aber blieb, kämpfte mit einer geradezu fanatischen Verbissenheit um das Deutschtum. Posen ist der kulturelle und wirtschaftliche Mittelpunkt des volksdeutschen Kampfes. Hier arbeitet die deutsche Bücherei, die deutsche Bühne, die Zentrale der ländlichen Genossenschaften, hier formte sich der politische Widerstand, bis endlich der Tag der Befreiung kam. Das Blut, das die Volksgenossen unter den Messern und Knüppeln polnischer Horden vergossen haben, ist nicht vergeblich geflossen.

Nun ist Posen Reichsuniversität, und jahraus, jahrein werden Tausende junger deutscher Menschen aus allen Teilen des Großdeutschen Reichs hier ihr Wissen bereichern und ihren Charakter stählen, denn aus diesem blutgetränkten Boden wird ihnen eine Kraft zuwachsen, die frühere Geschlechter nur wenig kannten, die Pflicht völkischer Verantwortung!

Fritz Heinz Reimesch

Die Jugend Eupen und Malmedys steht bei uns

Im Zuge der Inspektion der neuen Gebiete besuchte der Reichsjugendführer die Einheiten der HJ. in Eupen und Malmedy. Nach drei viertel Jahren ist die Jugend dieses Landes fast restlos in der Hitler-Jugend organisiert. In Eupen konnte der Reichsjugendführer 150 Heime und Unterkünfte in einer Feier übergeben. In Malmedy empfing die Hitler-Jugend der beiden Banne in einer Großkundgebung ihre neu geweihten Fahnen. Mit diesem Besuch des Reichsjugendführers findet der erste Abschnitt des organisatorischen Aufbaues der Jugend Eupen und Malmedys seinen Abschluß.



Jungens vom GROSSEN TRECK

Du triffst Kameraden aus Bessarabien, der Dobrudscha und dem Buchenland...

Was können sie dir erzählen? Was erwarten sie von dir?

.... es könnte sein, nein, es **wird** sich ereignen, daß du einem Kameraden die Hand gibst, der dir dann seinen Namen nennt, meinetwegen Christian Mayer, und der dir dann nach der zweiten Gewohnheitsfrage, wo er denn her sei, antwortet: „.... aus Tariverde in der Dobrudscha." Dann stutzt du doch ein bißchen, schaust dir deinen Mann näher an, kannst aber wahrscheinlich nichts Seltsames an ihm erblicken. Vielleicht bist du dann sogar etwas enttäuscht. Du meinst, Deutsche so weit von der Küste des Schwarzen Meeres müßten doch ein bißchen anders aussehen. Warum nur? Bist du etwa so töricht wie gewisse Leute im Reich, von denen uns die Bessarabiendeutschen erzählten .... daß man sich nämlich bei der Bekanntschaft wunderte, weil sie kein bißchen braun und überhaupt sonnverbrannt wären, da sie doch „aus Arabien" kämen.... Sollen unsere Kameraden etwa schwarz am Leibe sein, weil sie im Schwarzen Meer hatten baden können? Oder willst du etwa zigeunerisches Wesen oder türkische Sitten bei ihnen vorfinden? Sag, ist es nicht viel erstaunlicher, daß sie „**so gar nicht anders**" aussehen als wir, obwohl doch weder sie noch ihre Väter, sondern erst ihre Urgroßväter Deutschland zum letzten Male gesehen haben? **Ist es nicht ein herrliches Zeugnis für die Reinheit ihres Blutes und ihrer Seele, wenn sie jetzt rotbäckig, offenherzig lachend und richtig „schwäbelnd" dir entgegenkommen?!** Es bleibt immer noch genug „**Fremdes**" an ihnen.

Fremdes? fragst du und willst es natürlich gleich wissen. Aber halt, ist es nicht höflicher, kameradschaftlicher und für unsere „Gäste" schöner, wenn du dir erst mal überlegst, was sie von dir erwarten, womit du sie erfreuen kannst, was du ihnen erzählst, wie du dich zu ihnen stellst?

Mensch, wo hast du denn Deutsch gelernt?

Wie stellst du dich beispielsweise an, wenn der volksdeutsche Kamerad dir im Gespräch sagt: „Mein Vater mußte ‚concentrare' machen"..? Du könntest laut loslachen und ihn fragen: „Mensch, was redst du da für'n komisches Deutsch?" Aber erstens wäre das Deutsch in deiner Frage auch nicht ganz astrein, und vor allem, du wärst rüpelhaft in einer saudummen Art, weil du dort Hochmut entwickelst, wo du kein Recht dazu hast!

Du aber kannst nicht wissen, daß „Concentrare" ein rumänisches Spezialwort ist, und daß es für einen Deutschen so ziemlich das Härteste bedeutet, was es vor Verhaftung geben konnte – nämlich Heeresdienst für einen fremden Staat und früher sogar Waffendienst gegen Deutschland. Nun sag, woher soll ein Junge in der fernen Dobrudscha wissen, daß das einigermaßen passende deutsche Wort „Einberufung" bedeutet? Du mußt in solchem Fall Rücksicht aufbringen und dir entweder den Sinn denken oder freundlich fragen, was denn das fremde Wort bedeuten könnte. Du mußt auch freundlich bleiben, wenn der volksdeutsche Kamerad sogar richtige-Schnitzer im Deutschen macht. Schließlich hat er Deutsch nur im engsten Kreise des Hauses und des Dorfes gehört. Außerdem aber hat er eine oder sogar mehrere fremde Sprachen lernen müssen, und da kann es vorkommen, daß er im Satzbau oder sonstwie Fehler macht. Noch mehr wird das beim Schreiben der Fall sein; denn Schreiben lernten die Deutschen überhaupt **nur** im Hause, und wie selten wird schon zu Haus etwas geschrieben!!

„Was, Knallkopfenhausen kennst du nicht?"

Es kann auch sein, daß die neuen Kameraden in Erdkunde nicht ganz sattelfest sind.... Hab keine Bange! Wo Berlin liegt und wo Nürnberg und wo das Braune Haus und der Geburtsort des Führers... das wissen sie **alle**. Aber wenn du mit ihnen das erste Geländespiel durchsprichst, kann es geschehen, daß sie Deppendorf oder Knallkopfenhausen nicht kennen. Es kann sogar sein, daß sie eine einfache Karten-

skizze nicht lesen können, und daß sie nicht wissen, was eine Schneise ist. Vielleicht stutzen sie, wenn du von der Heide sprichst und staunen, daß so viel Wald auf der Karte verzeichnet ist. Auch magst du erleben, daß sie quer über Felder laufen wollen und an einem Fluß nach einer Furt suchen, um trockenen Fußes hinüberzukommen. Nach Brücken werden sie wiederum gar nicht fragen. Das alles ist keine Trottelei, sondern im Gegenteil die kluge Anwendung der heimatlichen Kenntnisse auf unsere deutsche Landschaft.

Wenn du nämlich mit uns „unten" gewesen wärst, in den Steppen Bessarabiens, zwischen den ewigen Hügelwellen der Dobrudscha oder im Vorland der Buchenland-Karpaten, dann hättest du unsere Freunde mal sehen sollen! Mit zwölf, vierzehn Jahren läßt sie der Vater schon allein meilenfern zum Ackern fahren, und sie tun das auch ohne Zögern. Aber Deutschland kennen sie natürlich nicht, und das ist nicht ihre Schuld, sondern eine Pflicht für uns. Also, los mit ihnen ins Gelände und nicht gegrinst!

Nicht mal telephonieren kann er!

Grinst auch nicht, wenn euer Gast sich nicht ans Telephon herantraut! Er hat in einem Lande gelebt, wo ein Telephon in einem Dorfe schon ein Wunder ist, das höchstens der Gendarm und der Bürgermeister bedienen darf. Es kann sein, daß er von euern technischen Kenntnissen überhaupt höchstens 10 Prozent mitbringt. Wo soll er auch ein Motorrad kennengelernt haben? Er dürfte nicht mal radfahren können, denn auf den Wegen in seiner Heimat kann man eher schwimmen als radfahren. Es wäre also schön, wenn sich euer „Diplomingenieur" für ein paar Tage des neuen Kameraden annähme. Er mag ihm den Fahrplan erläutern und mit ihm Straßenbahn fahren. Er soll ihm auch das Wirken des Lichtnetzes klarmachen, denn daheim hat er nur Petroleumlicht gehabt, und vielleicht mit ihm eine Gasanstalt besuchen.... Das ist der rechte Dienst am Gast aus dem Süden.

Wenn nun aber einer NSV., KdF. und BDM. nicht kennt?

.... soll man den unangespitzt in den Boden stoßen? Ja...? Auch wenn dieser Unwissende aus der Ferne zu uns kam? Erstens kann es sein, daß er ganz genau weiß, was Kraft durch Freude bedeutet, daß er bloß die Kürzung KdF. nicht kennt, und zum andern, wenn er selbst von KdF. gar nichts weiß, dann ist das nicht weiter verwunderlich und dann muß man es ihm eben erklären oder noch besser zeigen! Wir müssen auch auf diesen Gebieten, die uns zur zweiten Natur geworden sind, mit gewissen Lücken bei unsern Blutsbrüdern aus der Ferne rechnen, denn sie konnten ja nicht immer Rundfunk hören. Mühe verlangte das harte Leben auch von ihnen, viel Mühe sogar. Darum seid geduldig, wenn unsern neuen Kameraden sogar die Einheiten der Hitler-Jugend etwas „böhmisch" sind. Es mag sogar sein, daß sie die Rangabzeichen eines Fähnleinführers mit denen eines Bannführers verwechseln. Das wird sich bessern, wenn ihr sie recht behandelt.

Diese rechte Behandlung ist also Rücksicht, Geduld und Kameradschaft. Versucht, ihnen möglichst viel nahezubringen, ohne sie überlegen belehren zu wollen und sie in Minderwertigkeits-Ängste zu stürzen. Laßt sie lieber einfach an allem teilhaben und gebt ihnen Gelegenheit, möglichst viel zu erleben und dabei zu lernen. Laßt euer Herz sprechen und versetzt euch in ihre Lage. Dann wird euch der Weg zu ihrem Herzen leicht werden.

Was können die Kameraden von draußen erzählen?

Bilde dir nun nicht ein, die Kameraden aus den fernen Siedlungen am Pruth, aus der Dobrudscha und den Karpatentälern müßten in dir ihre „Kulturbringer" sehen! Dafür haben sie und ihre Eltern in jenen Gegenden zuviel geleistet und dafür waren sie dort allzusehr geachtet. Jeder halbwegs gewitzte deutsche Junge konnte in seinem Dorf oder Stadtteil zum ungekrönten König werden, wenigstens was Kraft und Führersinn betrifft. Leider verhinderten die nationalen Gegensätze, daß diese Achtung sich lange auswirkte. Meist mußten die Völker für sich leben, schon von Kindesbeinen an. Das schloß aber nicht aus, daß unsere Jungen sich zu bestmöglichen Bauernburschen, Boden- und Landeskundigen, Züchtern und Bergmännern entwickelten. Vor allem lernten sie Selbstbehauptung, Auftreten und Kampf um Ideale, und das verlangt unsere ganze Achtung. Und außerdem können sie euch viel erzählen ....

... beispielsweise Bessarabien, wie sieht es dort aus?

... Ja, beispielsweise über Bessarabien, woher mindestens 15 000 Jugendliche zu uns gekommen sind! Sie können euch von einem Land erzählen, das es in dieser Art bei uns überhaupt nicht gibt. Wo hätten wir noch Steppe, wo solche Weite, daß man für zwei, drei Tage Vorrat einpacken muß, wenn man nur die nächste Kleinstadt erreichen will? Und selbst ihre Flüsse, ihr Wald und ihr Wetter sind so verschieden von dem unsrigen, daß ihr aus dem Staunen nicht herauskommt, wenn einer von ihnen ins Erzählen kommt.

Wenn ihr einen kleinen „Klotz" auf die Landstraße legt, so werden sie sicherlich von ihren Wegen zu berichten beginnen, die nicht so fest und so staubfrei sind wie unsere Straßen. Ihr könnt ihnen glauben, wenn sie sagen, daß man bis über die Knöchel in den mehligen Staub hineintappt, der dann alle Kleidung in das gleiche Braungelb einhüllt, die Augen dauernd verklebt und den Rachen zum Husten reizt. Und wenn es regnet, kann es geschehen, daß die Kameraden aus dem Südosten raten, im nächsten Dorf zu bleiben. Sie denken dann an ihre Heimat, wo ein Regenguß genügt, um den Staub in ebenso tiefen Schlamm zu verwandeln, der alle Stiefel festhält und so glitschig ist wie grüne Seife... kommt es doch in Bessarabien vor, daß Dörfer zwei, drei Monate lang im Frühjahr und Herbst getrennt bleiben, bis die Sommersonne oder der Frost die Wege wieder passierbar machen!

Es kann euch geschehen, daß die Kameraden dann bei einem Bauern stehenbleiben, der Kunstdünger über sein Feld streut. Selbst den Naturdung kennen sie nicht als Zugabe für den Acker. Sie machen Brennstoff daraus, was euch wieder seltsam vorkommen wird. Aber Wald gibt es in ganz Bessarabien nicht und Kohlen ebensowenig. Wenn man also feuern will, dann muß man das Stroh nehmen, Stroh von Weizen, Mais oder Raps, oder man muß aus dem trockenen Mist Würfel stechen, die dann als eine Art Briketts gar nicht übel im Ofen brennen.

...und was ist eigentlich in der Dobrudscha los?

... Wenn du so die Kameraden fragst, die zu uns aus jener Gegend kamen (etwa 5000 dürften es sicher sein), dann werden sie, weil sie inzwischen doch schon einiges von Deutschland gesehen haben, sicher sagen: Gar nichts! Aber das stimmt nur äußerlich. Denn wirklich, ich habe kein Land gesehen, das so „leer" war, so voll von „Nichts" wie die Dobrudscha. Nur zwei Farben zeigt das weite hüglige Land: braun und blau. Braun ist der Boden, das verdorrte Gras des Ödlandes und die reifenden Maisfelder. Blau, ewig blau ist der Himmel über dem Lande, und blau ist auch das Schwarze Meer, nicht etwa schwarz! Aber trotzdem ist vieles interessant in diesem Lande. Da sind uralte römische und griechische Städte, die jetzt in Ruinen liegen. Da sind Grenzwälle der Römerkaiser gegen die wandernden Germanen, da sind türkische Bauten und Völkerschaften aller Farben und Sprachen. Russen, Bulgaren, Tscherkessen und Türken, Zigeuner und Tataren und natürlich noch Juden; alles wimmelt in diesem Lande umher und erzeugt ein seltsames Bild. Laßt euch von diesen Völkern viel erzählen. Zu berichten ist auch von den Schafhirten, die durch das Land ziehen, von den Wolfsherden, die ihre Feinde sind, von Schneestürmen und Erdbeben. Ja, es ist eigentlich doch recht viel los in der Dobrudscha!

... und das Buchenland!

Die dritte Welle von Heimkehrern des Jahres 1940 kam aus dem Buchenland, das man auch wohl Bukowina nennt. Es waren insgesamt etwa 60 000 Menschen, von denen also gut 10 000 Jugendliche sind. Wenn ihr aber meint, immer die gleichen Berichte von ihnen zu hören, so irrt ihr euch: das Buchenland, das waren drei verschiedene Landschaften und auch drei verschiedene deutsche Stämme, die sich auch noch beruflich scharf unterscheiden.

Das Buchenland ist nämlich der Übergang von der Steppe, ähnlich der bessarabischen, über hügeliges Gelände zu den langen Tälern der Karpaten, in denen Holz und Bodenschätze die Arbeit bringen. Im Flachland liegen die großen Bauernhöfe, jetzt allerdings durch Erbteilung oft zersplittert, die von süddeutschen, meist schwäbischen Bauern bewohnt wurden. Ihr Hauptort war Czernowitz, das ebenfalls aus österreichischen Zeiten stark deutsch bewohnt ist. Heute ist das Buchenland zwischen der Sowjetunion und Rumänien aufgeteilt. Am Fuß der herrlichen Karpatenberge und in den Mündungen der Gebirgstäler wohnen Waldarbeiter, die besonders aus dem Böhmerwald ins Land gerufen wurden. Sie haben den Wald gelichtet, haben die gewaltigen Buchenstämme die Moldovitza und Bistritz hinabgeflößt und die Glasfabriken mit Stoff beliefert. Später, als die Fabriken eingingen und der Holzschlag auch nicht viel einbrachte, haben sie sich mit ihrem Stückchen Land, das irgendwo an den Talhängen lag, begnügen müssen. Es sind also sehr arme Leute heimgekehrt, deren Kinder natürlich nicht mit Luxus verwöhnt werden konnten. Zum Teil haben diese Volksgenossen sich auch mutig auf irgendein Handwerk umgestellt, aber unter der Herrschaft jüdischer Ausbeuter konnten sie auch bei allem Fleiß nicht zu Wohlstand kommen.

Und tief im Gebirge, wo der Rarau mit seinen 1600 Metern schon steil über der Goldenen Bistritz wuchtet, da lagen die Bergmannsdörfer der Zipser: Jakobeni, Cimpulung und Kirlibaba besonders, in denen sich gute Kenner der Karpaten aus den deutschen Siedlerdörfern der Zips niedergelassen hatten, um die Bodenschätze aus der Tiefe zu heben. In früheren Zeiten war dies Interesse an Metallen groß und der Verdienst ausreichend. Dann aber fanden sich keine Geldgeber und mutigen

Fortsetzung auf Seite 23

JOLANTHE *geht eigene Wege*

Lustiges aus dem Feldzug im Westen

Die Kompanie hatte bei glühender Hitze die Ardennen durchquert, harte Kämpfe an der Maas bei Givet bestritten und eilte nun immer weiter nach Westen. Die Kehlen der Männer waren rauh und trocken und lechzten nach Flüssigkeit.
Also entschloß sich der Chef, einen Feldwebel loszuschicken. Da die Kompanie bereits ein Fahrzeug besaß, eine tolle Nuckelpinne allerdings, die, wie es den Anschein hatte, bereits Rente aus dem letzten Feldzug bezog, wurde Feldwebel Gugges motorisiert. Irgendwohin, das war egal, nur nasse Sachen hatte er aufzuspüren und beizuschaffen. Und des Gugges Nase war für solche Geschäfte nicht schlecht.
Gugges haute also ab, mit vielen frommen Wünschen versehen. Das Vehikel lief bald auf drei, bald allen vier Zylindern, krachte und stank.
Während es so stundenlang Ortschaft um Ortschaft abgraste, in Häusern und gräflichen Schlössern, deren es scheinbar mehr gab als getürmte Grafen, herumschnüffelte und gerade in seinem stinkenden Etwas, halb betäubt von dem Benzingestank, vor sich hindöste, stieß ihn der Fahrer und deutete auf etliche Turmspitzen, die über ein Wäldchen weg aus der Landschaft herauslugten.
Gugges steuerte sofort die Türme an, die sich bald zu seiner Überraschung als Klostertürme entpuppten. Spuren von Kolonnen waren auch keine da, ergo, konnte noch kein Mensch diese gottverlassene Gegend durchgekämmt haben. Der Wagen durchfuhr den riesigen Klosterhof ... keine Menschenseele kam zum Vorschein ... getürmt. Während der Mahlzeit mußten sie Reißaus genommen haben ...
Also, dann runter in den Keller und siehe, was stand da über der Türe: Brasserie, auf gut Deutsch: Brauerei! Na, da war man ja richtig! Bier, Bier ... Mensch ... beinahe wäre Gugges dem Fahrer um den Hals gefallen. Also, dann los ...
Und groß, immer größer wurden die Augen. Bei solchen Vorräten! Ganze Kellergewölbe mit Flaschen und Fässern, und was für Fässern, es langte bald für ein ganzes Armeekorps. Einer wurde auf der Stelle der Hals gebrochen, schließlich hatte man es auch verdient. Und Fahrer haben den ganzen Tag Durst! Es rann braun und dick, prima Bier ... Aufladen, aufladen ... 50 000 Flaschen lagen da herum, ohne die Fässer, ein Jammer, daß man nicht alles mitnehmen konnte, immerhin faßte der Wagen 2000 Flaschen. Der Rest blieb für die Gottlosen.
Kerle, was wird der Hauptmann für Augen machen, dachte Gugges im Stillen und schnupperte weiter in den Wirtschaftsgebäuden, es gab da so manches. Kühe standen scharenweise herum, schrien und blökten, wollten ihrer Milch ledig werden, allerlei Maschinen waren da und dort, ein Riesenbottich mit Sahne, herrlicher Sahne ... Sahne, was macht man damit, Butter natürlich, und so lud Gugges auch noch die Sahne im Bottich.
Nun aber genug, zurück zur Kompanie. Mit so einer Freudenbotschaft! Das gab am Abend ein Fest. Jeder malte sich aus, wieviel Flaschen und so, ohne die untergebauten ... währenddessen rappelte der Wagen durch eine verlassene Ortschaft. Ein schöner Misthaufen lag vor dem Haus in der Sonne und obendrauf wälzten sich zwei fette Schweine, herrliche, appetitliche Tiere.
War denn nicht Kost selbst zu beschaffen, seit man in Feindesland war? Und was macht da ein tüchtiger Unteroffizier? Er läßt aufladen.
Bald war die Kompanie erreicht und Gugges meldete seinem Hauptmann: „2000 Flaschen Bier, einen Bottich mit Sahne und zwei Schweine, Herr Hauptmann!"
„Komische Zusammenstellung, Gugges! Aber Bier, Donnerwetter! Mal ansehen!" meinte der Hauptmann und stolzierte hin zu dem Kram.
Der hintere Verschlag wurde heruntergelassen und, zum Erbleichen des völlig verdatterten Feldwebels, war der Kram arg durcheinandergeraten. Aber der Hauptmann, der immerhin Sinn für Humor besaß, lachte, lachte zum Erstaunen der ganzen Kompanie, denn was sah der Gestrenge:
Die zwei munteren Schweine saßen im Bottich der Sahne, streckten ihre Vorderpfoten über den Rand, grunzten und fühlten sich wie im eigenen Fett.
Es war wirklich ein ulkiges Bild, allerdings nicht für Gugges, denn leider war durch die Umfärbung der an sich dunggestrichenen Schweine in weiße Sahneportionen die Buttermilch ungenießbar geworden und mußte über die Bordwand gekippt werden.
Nur ein weißer Fleck auf der Straße war von der schönen, weißen fetten Sahne übriggeblieben. Ein Trost blieb Gugges, denn das Bier war ausgezeichnet und die Schweine konnten ihrer Aufgabe, Soldatenmägen zu füllen, trotzdem nachkommen.

Jos. Cl. Lohr



Schönes Deutsch-Ostafrika

Vor 50 Jahren — 1891 — kamen die von Dr. Karl Peters erworbenen Gebiete Ostafrikas in deutsche Reichsverwaltung

Ansicht des Kibogipfels von der Steppe aus etwa 800 m Meereshöhe. Im Vordergrund ein Termitenbau



Fünfzig Jahre sind vergangen, seit im Jahre 1891 die von Dr. Karl Peters begründete Kolonie aus der Verwaltung der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft in den Besitz des Deutschen Reiches übernommen wurde.

Hier in der landschaftlich schönen und größten Kolonie Deutsch-Ostafrikas liegt der höchste Berg des afrikanischen Erdteils, der Kibo, der sein schneebedecktes Haupt bis über 6000 Meter Meereshöhe in den blauen Himmel der Tropen emporreckt. Der rundliche Kibogipfel mit seinem von Gletschereis gefüllten Kraterloch und die zackigen Felsenspitzen des Mawensi gehören zu dem Gebirgsstock des Kilimandscharo, der sich unvermittelt aus der bis zu 1000 Meter ansteigenden Massaisteppe erhebt. Erst 1889 gelang den deutschen Forschern Meyer und Purtscheller die Erstbesteigung dieser Gipfelhöhen.

An den weiten fruchtbaren Hängen der Südseite dieses Bergmassivs wohnen die Wadschaggas. Dieser Negerstamm, zur Völkerfamilie der Bantus gehörend, pflanzt in der Hauptsache Mais und Bananen, die Früchte, von denen sie sich ernähren.

Vor dem Eindringen der Europäer in Ostafrika waren sie außerordentlich kriegerisch, und die Kämpfe zwischen den einzelnen Stammesangehörigen waren blutig und zahlreich. Seitdem aber die Weißen ihre Kaffeepflanzungen an den Hängen des Kilimandscharo angelegt haben und mit Gewalt für Ruhe unter den Eingeborenen sorgten, haben die Kriege der Wadschaggas aufgehört. Bis in die Höhe von 2000 Meter, der unteren Urwaldgrenze, ziehen sich die Wohnstätten der Neger hinauf. Sie

Bild links: Hütten der Wadschaggas in Bananenwäldern

Blick auf den Kibo aus 3500 Meter Höhe, nach Durchquerung des Urwaldgürtels. Ericaceen und die merkwürdigen nur hier oben heimischen Seneciobäume im Vordergrund



Typ eines jungen Wadschagganegers

leben in runden Hütten, die mit Bananenstroh gedeckt sind.
Sie sind geschickte Handwerker, die sich die Gegenstände ihres täglichen Bedarfs mit Leichtigkeit selbst herstellen. Besonders fertigen sie Speere und Schwerter für jenes kriegerische und stolze Hirtenvolk an, das die gewaltigen Steppengebiete rings um den Kilimandscharo bewohnt, die Massai.
Die Massai sollen vor Jahrhunderten hier eingewandert sein und der hamitischen Rasse angehören. Diese prachtvoll gewachsenen Gestalten mit scharfen und ausdrucksvollen Gesichtern sind also keine richtigen Neger. Ihr höchstes Ideal, für das sie gern alle Leiden erdulden, ist ihre absolute Freiheit. Sie sind Nomaden, die mit ihren riesigen Viehherden durch die unendlichen Steppen ziehen und sich von Fleisch, Milch und Blut nähren. Die Männer tragen ihr Haar in langen, dicken Zöpfen, während die Frauen völlig kahlgeschoren sind.
Besonders auffallend ist die Gewohnheit der letzteren, um Hals, Arme und Beine schwere Eisenspiralen zu tragen. Die Massai haben sich im Gegensatz zu den Wadschaggas keinerlei religiösen Einflüssen unterworfen, sondern pflegen noch heute ihre aus undenklicher Vorzeit überkommenen Gesänge, Tänze und Gebräuche. Doch ihre Zahl verringert sich ständig, und die Zeit ist nicht mehr fern, in der die Steppen Ostafrikas nicht mehr von den stolzen und heldenhaften Massaikriegern beherrscht werden.



Ein etwa 14jähriger Massaikrieger

Aquarelle von einer Afrikareise von F. P. v. Zglinicki



Ein Esel überführt den anderen

Ein Nabob aus dem fernen Indien
Kann plötzlich seinen Schmuck nicht findien.
Er sucht nach ihm an jedem Ort,
Der Schmuck ist weg, der Schmuck ist fort.
Ein Diener einzig und allein
Kann nur der Dieb gewesen sein;
Doch jeder aus der Dienerschar
Bestreitet, daß er Täter war.

Da, als der Nabob schon in Not,
Weil ihm kein Mittel zu Gebot,
Bringt eines Tags ein kleiner Mann
Ihm einen simplen Esel an
Und sagt: „O Nabob, glaube mir,
Mein Esel ist ein kluges Tier!
Ich wette, daß er unbedingt
Den Täter hier zur Strecke bringt!
Sperr nur das graue Eselein
Schnell in ein dunkles Zimmer ein,
Und dann befiehl den Dienermassen,
Dem Esel an den Schwanz zu fassen.
Paß auf! Tritt ihm der Dieb zu nah,
Dann schreit der Esel laut I — a!"

Der Nabob tut wie ihm empfohlen,
Und jeder, selbst wer nie gestohlen,
Muß sich im dunklen Raum bemühn,
Den Esel fest am Schwanz zu ziehn.
Fast wird dem Nabob es zu dumm,
Das Grautier bleibt bei allen stumm,
Und nur der Junge ruft: „Macht hell
Und hebt die Hände mal ganz schnell!
Ihr alle habt" — wir sehn's am Ende —
„Jetzt kohlpechrabenschwarze Hände,
Nur einer nicht, und er allein
Kann nur der Dieb gewesen sein!
Der Esel hat ihn überführt,
Sein Schwanz war dick mit Ruß beschmiert,
Und alle haben voller Hast
Den Schwanz auch wirklich angefaßt.
Der Dieb nur wagt' es nicht allein,
Aus Furcht, der Esel würde schrei'n!"

Dem Täter hilft kein Leugnen mehr,
Der Nabob straft ihn doppelt schwer.
Bald wird ihm im Gefängnis klar,
Was er doch selbst für'n — Esel war.

jhw.





Ein Gebirgsjäger erzählt

Bärengeschichten aus LAPPLAND

Von Rudolf Jacobs, Sonderführer

Da brachte uns die Feldpost kürzlich einen lustigen Brief aus der Heimat. Er hatte eine lange Reise hinter sich, von Tirol bis zur Eismeerküste und noch ein Stück nach Lappland hinein. Wir rauhen Gebirgsjäger haben darüber sehr gelacht. Was für abenteuerliche Vorstellungen man sich daheim von unserem Leben im hohen Norden macht! Gewiß, es ist schon wahr: wir leben sozusagen an der Endstation Europas, inmitten unwirtlicher, halbarktischer Wildnis. Aber wir hausen nicht in Schneehütten und führen keine Ringkämpfe mit wilden Tieren auf. Nein, ganz so romantisch ist es hier nicht....

„Lappland? Lappland? Da gibt es doch Wölfe!" schrieb ein Kamerad, der sicher gern Wildwestgeschichten las.

„Natürlich, 'ne ganze Menge sogar!" kann man darauf erwidern. „Aber die machen im allgemeinen um jeden Menschen einen Bogen, und Feldgrau mögen sie schon gar nicht!"

„Und Bären — wie schützt ihr euch vor diesen Bestien?"

„Hahaha... Bären! Das sind die friedlichsten Gesellen.

Ehrlich gesagt, wir Gebirgsjäger haben überhaupt noch keine Bären zu Gesicht bekommen. Gewiß, man kann bisweilen schaurige Geschichten hören, aber die Wirklichkeit ist eben anders. Alte Lapplandfahrer können das bestätigen. Was macht so ein Petz, wenn ihm ein Mensch zu nahe kommt? Er kneift einfach aus!

Mehrmals machten wir Erkundungsfahrten durch die einsame Nordlandwildnis. Völlig menschenleeres Ödland, Urwald, Sumpf und kahle Gebirge galt es dabei zu bewältigen. Tag für Tag quälten wir uns durch dichtes Gestrüpp und sumpfiges Erdreich, immer von Myriaden summender Mücken gepeinigt. Kein Raubtier wollte sich zeigen, aber die Mücken fraßen uns bald auf.

Diese kleinen Blutsauger hängen in Lappland wie Staub in der Luft; sobald man den Mund auftut, hat man einige verschluckt. In dichten Wolken entschweben sie den faulig-warmen Wassertümpeln, die im Sommer die Ödmark bedecken. Nichts hilft gegen diese Plage, am sichersten ist noch die dicke Schmutzschicht der Renntierlappen. Aber selbst diese kummergewohnten Nomaden flüchten mit ihren Renntierherden lieber in die windumfächelten Hochgebirge. Das ganze Tiefland wird zur Hölle. Die Menschen, die im Freien arbeiten, haben verzweifelte Ähnlichkeit mit Rosinenkuchen. Jeder Schritt wird mit einem Blutstropfen erkauft.

Aber zum Teufel, Spaß machte es doch! Jetzt ist die Mückenplage längst vorbei, mit dem ersten Nachtfrost waren die Quälgeister verschwunden. Der Polarwinter ist ins Land gekommen und hat alles mit seiner kalten, weißen Decke überzogen. Jetzt werden die Fahrten durch Kälte und beißenden Sturmwind erschwert. Tagsüber steht nur ein fahler Lichtschein am Himmel, die Nächte wollen kein Ende nehmen. Groß war unsere Freude, als wir wieder einmal nach anstrengender Wanderung in der Ferne ein Blockhaus erkannten.

Geschichten ohne Jägerlatein

Drei norwegische Goldgräber hausten hier in abgeschiedener Einsamkeit. Rauhe, aber nette Burschen, die uns gastfrei mit Kaffee und Renntierfleisch bewirteten. Und als wir eine Schnapsflasche aus der Tasche zogen, die mit der letzten Feldpost heraufgekommen war, wurden die Gesellen schnell gesprächig.

Wir wollten gern Jagdgeschichten hören. Aber die Norweger grinsten verlegen.... Es mangelte an Abenteuern. Denn in Wirklichkeit geht es auf der Bärenjagd gar nicht so aufregend zu. Die Jäger machen es sich meistens einfach. Im Winter, wenn der Bär in seiner Höhle schläft, werfen sie eine brennende Lunte in den Bau und räuchern ihn aus. Ärgerlich brummend fährt der Bär vom Lager hoch und tappt verschlafen ins Freie. Im gleichen Augenblick trifft ihn die Kugel. Und das ist weniger heroisch....

Drei Jahre lebten die Goldgräber in dieser Wildnis und hatten erst eine einzige Bärenjagd erlebt, die noch dazu recht kläglich enden sollte. „Wir waren gerade auf dem Wege an die Eismeerküste", erzählte Olaf, der blonde Riese, „und mußten dabei durch eine besonders wüste Gegend. Allerlei Raubzeug treibt hier sein Unwesen und richtet unter den Renntierherden gewaltigen Schaden an. Zeitweise war die Plage so



HJ bei den Soldaten

STREIFLICHTER EINER FRONTFAHRT

PK. Wieder einmal hat eine Rundfunkspielschar der HJ. unsere Soldaten draußen in Belgien, in Frankreich, an der Kanalküste besucht, um ihnen einen Gruß aus der Heimat zu bringen und um Künder zu sein deutschen Soldatentums auf Vorposten gegen England. 5 Jungen und 25 Mädel, diesmal aus Schwaben, haben vierzehn Tage lang weder Strapazen noch Kälte gescheut, um ihrer Aufgabe gerecht zu werden, auf einer Frontfahrt Mittler zu sein zwischen Front und Heimat. Tag für Tag erlebten sie die Welle der Herzlichkeit und Dankbarkeit, die ihnen von unseren Soldaten entgegenschlug als Gegengabe für die frohen Stunden mit Musik, Lied und Tanz, die die Buben und Mädel den Landsern schenkten.

In Köln wurde das fröhliche Völkchen aus dem Schwabenland samt ihren Koffern und Instrumenten in zwei Omnibussen verfrachtet und, begleitet von einem Offizier der Propaganda-Kompanie, nach Frankreich gebracht. Zuerst einen kleinen „Schlenker" nach Holland. Wieder geht es über eine Grenze, diesmal nach Belgien hinein. Mit wachen Augen wird der Charakter von Landschaft und Leuten, von Bauten und von all den vielen neuen Dingen verfolgt.

Brüssel, eine neue Welt.

Die belgische Hauptstadt ist erreicht. Unterwegs wurde kurzer Halt gemacht an der ausgebrannten Universitätsbibliothek Löwen, der Stätte englischer Brandstiftung. Staunend stehen die jungen Menschen vor dem Gewirr verbeulter Stahlträger. Am Schloß Tervuren vorbei geht's nach Brüssel hinein durch herrliche Wälder. Ungeheuer viel Neues wird bestaunt und eifrig besprochen. „Interessant, aber nicht imponierend" — das ist der Eindruck, wenn man die Gespräche dieses aufgeweckten Völkchens belauscht. Unsere deutschen Jungen und Mädel haben einen scharfen Blick für die Schwächen dieses Glanzes und für den Gegensatz zu Stil und Biederkeit der eigenen Heimat. Man braucht sie auf den germanisch-deutschen Charakter des „Großen Platzes", auf die Überladenheit und Protzigkeit des Justizpalastes nicht erst hinzuweisen.



Langemarck-Stunde stillen Gedenkens.

Durchs weite Flandernland geht die Fahrt nach Langemarck, allen Inbegriff höchsten Heldentums und Opfermuts deutscher Jugend im Weltkrieg. Die Spielscharführung wurde dem Geiste von Langemarck in sinnvoller Weise gerecht, indem sie die Beförderungen innerhalb ihrer Gemeinschaft hier an dieser Weihestätte, angesichts der tausend Kreuze, aussprach und die neu ernannten Führer an die hohe Verpflichtung mahnte, die ihnen die Beförderung in dieser Stunde an dieser Stätte auferlege. Die erste Abendveranstaltung in der Tuchhalle von Ypern, feierlich zum Langemarcktag ausgestaltet, stand ganz unter dem Zeichen dieses Erlebens. Und dennoch brach sich auch die fröhliche Seite deutschen Volkstums Bahn in schwäbischen Volksliedern. Hier erlebten die Schwabenjungen und -mädel zum ersten Male das Leuchten froher Augen deutscher Soldaten, das sie von nun an Tag für Tag auf ihrer Fahrt begleitete.

Dünkirchen — an vorderster Front gegen England

Der Divisionsgeneral selbst begrüßte die Jungen und Mädel an einem stürmischen Novembertag am Hafen von Dünkirchen, führte sie selbst durch diesen Hafen, zeigte ihnen die Mahnmale des „siegreichen Rückzuges" der zu Boden geschlagenen britischen Heere, ging mit ihnen in die Dünenunterstände, in denen die deutsche Küstenwacht auf Vorposten liegt gegen England. Der Regen rann in Strömen, das Meer peitschte über die Mole, Nässe und Sand in allen Unterkünften. „Hier, meine Jungen und Mädel, liegt der Frontsoldat dieses Krieges, denkt daran, wenn ihr wieder in der Heimat seid!"

Immer wieder kennzeichnen kurze, knappe Sätze des Generals die Erscheinungen und Tatsachen — eine unvergeßliche Führung. Und am Nachmittag, da kamen sie aus ihren Sanddünen und Bretterbuden anmarschiert, die deutschen Soldaten der Küstenwacht. Leuchtenden Auges lauschten sie den Liedern der Heimat, schauten auf die Buben und Mädel, auf *ihren* Buben, auf *ihr* Mädel. Die Heimat war bei ihnen, ein unfaßbares, ein einmaliges Erlebnis, wieder einmal ein deutsches Mädel singen und sprechen zu hören, einem deutschen Buben in die Augen schauen zu können.

Der nächste Vormittag galt einer weiteren Fahrt zu den Stätten des britischen Zusammenbruchs, soweit noch Spuren davon übriggeblieben waren. Noch gibt es einige Dünentäler, in denen noch diese oder jene zusammengeschossene Autokolonne steht, wie sie damals zu Tausenden an allen Wegen, auf allen Feldern zu finden waren. Noch liegen, unter den harten Schlägen der Nordsee mehr und mehr zusammenbrechend, einige Dutzend der versunkenen britischen Transporter an der Küste, noch wimmelt der Strand von Millionen von Ausrüstungsstücken einer einst stolzen britischen Festlandsarmee, noch sind die letzten, umgewehten Holzkreuze oder Flaschen mit verwitterten Zettelchen Künder der Tausende von toten Engländern, die hier verscharrt liegen. Aber mehr und mehr deckt der unerbittliche Flugsand sein Leichentuch über diese Stätten des Grauens. Wenige Wochen noch, und der glatte Strand verrät nicht mehr, was der Sand birgt. Wer hier einmal stand, begreift, daß das britische Weltreich den Krieg bereits verloren hat.

„Endlich wieder einmal deutsche Buben und Mädel"

Weiter geht die Fahrt unserer Jungen und Mädel von der Küste fort nach St. Omer, der Stadt, die ihnen eine festliche Bühne in einem repräsentativen Theater bot. Ob in den Vorstadtkinos von Dünkirchen oder im Riesenrund dieses Prachtbaues, überall lauschten die deutschen Soldaten voller Ergriffenheit der zarten Musik des Streichquartetts oder den Heimatliedern aus Schwaben oder den lustigen Geschichten der beiden Stuttgarter Typen. Deutsche Laute, deutsche Buben und Mädel, endlich einmal wieder — das war überall die gleiche, dankbare Feststellung. In nächtlicher Fahrt geht es auf die Suche nach einem nahegelegenen Kriegslazarett. Dort ist Raum, Wärme und Sauberkeit und freundliche Aufnahmebereitschaft liebenswürdiger Ostmärker. Dieses Lazarett mitten in weiten Kiefernwäldern wird für drei Tage zum Standquartier gewählt. Es schenkt eine Ruhepause inmitten herrlicher Landschaft. Nach-



groß, daß die Regierung hohe Prämien für den Abschuß von Bären zahlte.

Nun, wir brauchten uns nicht zu fürchten, wir hatten eine alte Schrotflinte und alle drei ganz ungewöhnlich lange Beine. Nein, im Gegenteil, wir wollten uns natürlich gern die fetten Prämien verdienen und alle Bären zu Hackepeter machen.

Der phlegmatische Petz

Eines Morgens, wir lagen grade im Gras und schlugen nach den Mückenwolken, da walzte auch wirklich, nur wenige Schritt von uns entfernt, ein kaffeebrauner Theddybär durch das Moos. Frithjof griff nach der Schrotflinte und gab uns einen Wink. Dann stürzten wir auf das Untier los. Mitten im Laufen hielten wir inne. Unser Benehmen kam uns doch reichlich lächerlich vor. Schließlich mußten wir als ritterliche Gegner dem Raubtier Gelegenheit geben, sich zur Wehr zu setzen.

Aber die Bestie dachte gar nicht daran. Sie schaute uns nur blöde an und trottete phlegmatisch weiter. So mußten wir sie also reizen. Frithjof ergriff einen Stein und brannte ihr eins auf den Achtersteven. Die Wirkung war verblüffend!

Mit ungeahnter Schnelligkeit suchte der Bär das Weite. Es gab eine wunderschöne Treibjagd. Wer schon einmal in solchem Bärentempo über die Tundra gesaust ist, weiß die Vergnügen zu schätzen. Wir verloren Schuhe und Strümpfe, und Frithjof seine Hose. Die Flinte entlud sich mit Donnerkrachen und flog hoch in die Luft. Wir hatten keine Zeit zum Aufladen. Frithjof ergriff den dampfenden Schießprügel am Lauf, schwang ihn wie eine Streitaxt über dem Haupt und raste mit keuchenden Lungen weiter. Wir waren alle vom Jagdeifer ergriffen. Schließlich versperrten uns große Felsblöcke den Weg. „Verdammt!" schrien wir alle zur gleichen Zeit. Eben war der Bär in einem schwarzen Höhlenloch verschwunden. „Na, schön", sagten wir uns, „warten wir auf den feigen Gesellen, hungern wir ihn aus!" Und setzten uns vor die Höhle.

Wir warteten zwei volle Tage, dann wurde uns die Sache zu langweilig. Frithjof wollte mit der Donnerbüchse in die Höhle kriechen und den Hungerkünstler erledigen. Wir machten indessen ein Feuer an, um gleich ein paar Bärenschinken rösten zu können. Die Zeit verging, Frithjof kehrte jedoch nicht zurück. Wir stierten in die Höhle und riefen zaghaft seinen Namen. Da schlug mir etwas auf die Schulter. Der Bär!" dachte ich und schnellte herum. „Nanu, du bist's Frithjof; zum Teufel, wo kommst du denn her?"

Wortlos nimmt uns der Bärentöter an die Hand und führt uns in die Höhle. Wir sind nur wenige Schritt gegangen, da wird es vor uns wieder hell — wir stehen an einem andern Ausgang dieser Höhle!

Der Sprecher schüttelte sich und nahm einen Schluck aus der Schnapsflasche. „Verdammt!" brummte er, „verdammt, wer hätte das geahnt!" Und Olaf lacht aus vollem Halse. Dann klopfen uns die Norweger auf die Schulter: „Und wenn Sie jetzt noch ein Raubtier erblicken, schenken wir Ihnen zwei Kilogramm Gold!"

Um es vorwegzunehmen: Wir haben den Batzen Gold nicht erhalten. Auch diese Fahrt ging zu Ende, ohne daß sich etwas Besonderes ereignete. Erst kurz vor der Heimat, als wir auf Urlaub wollten, bekamen wir wahrhaftig einen Bären zu sehen. Aber der war mit Sägespänen ausgestopft und stand in einer Straße von Tromsö, vor einem Antiquitätenladen. Hier pflegten sich viele Polar„jäger" mit Jagdtrophäen einzudecken. 2000 Kilometer weiter südlich wird dann das Firmenschild entfernt. Und weil die kühnen Schützen selbst zu kurz gekommen sind, binden sie andern Leuten gern einen Bären auf.

Sie bauen Schiffsmodelle



Hier ist Werdegang eines Schnellbootes in seinen verschiedenen Stufen zu sehen

Die Erfolge unserer Kriegsmarine, die durch die Berichte des Oberkommandos der Wehrmacht uns gemeldet werden, versetzen uns immer wieder in Erstaunen; und wieviel Jungen draußen hören oder lesen davon und haben keinen heißeren Wunsch, als dabei zu sein und mittun zu dürfen. Da ergibt sich von ganz allein, daß man die einzelnen Schiffstypen, ihre Größe, ihre Bestückung, ihre Geschwindigkeit und noch so viele Einzelheiten kennenlernt. Und wer es ernst mit seinem Wunsch nimmt, später einmal zur Marine zu gehen, der wird bald gemerkt haben, daß zu diesen Taten unserer Soldaten nicht allein ganze Kerle gehören, sondern auch solche Menschen, die in mühevoller und langer Arbeit sich so viele Kenntnisse angeeignet haben, die es ihnen ermöglichen, nun ihre Waffen ganz zu

Windrichtung und Segelstellung werden an der Lehrtafel erklärt

mittags und abends je eine Veranstaltung in benachbarten Orten, vormittags Ruhe in Sonne und Wald. Eine Singstunde für die Kranken und Pfleger dieses Kriegslazaretts ist der Spielschar ein neues Erlebnis.

Kampf den Sturmschäden.

Weiter geht die Fahrt nach Douai, nach Cambrai. Und immer wieder neue Säle, neue Gesichter, neue Erlebnisse. Der Sturm hat gewaltig gewütet. Aber keine Veranstaltung fällt darum aus. Man weiß sich zu helfen, einmal werden zwei Kräder in den Mittelgang des kleinen Kinos gestellt, deren Scheinwerfer auf die Bühne leuchten, ein andermal steht die Spielschar hinter einem Tisch leuchtender Kerzen — und eine vorweihnachtliche Stimmung durchzieht den Raum. Dann wieder stellt ein Kriegslazarett zwei große Operationslampen mit Batteriebetrieb zur Verfügung, die aus den Kulissen heraus das bunte Bild der Schar anstrahlen. Einmal sogar griff eine Scheinwerferbatterie der Luftwaffe ein und speiste aus einem schnell herbeigefahrenen Motoraggregat das Lichtnetz des Saales. Unvergeßlich wird auch die Veranstaltung bleiben, die dicht an der Küste unter einem Kranz von Taschenlampen zu Ende geführt wurde, weil der Sturm plötzlich das Kabel zerrissen hatte.

Arras, Lorettohöhe, Cambrai.

Begriffe des Weltkrieges, unseren Jungen und Mädeln lebendig geworden auf dieser Fahrt. St. Quentin, Dinant, und zwischen diesen Städten Belgiens und Frankreichs die vielen kleinen Dörfer, in denen Veranstaltung auf Veranstaltung abrollte. Überall mit einer Liebe und Herzlichkeit aufgenommen, wie sie nur der Soldat in Feindesland für diesen leibhaftigen Gruß aus der Heimat auszudenken vermag, gaben aber auch die Jungen und Mädel aus dem Schwabenland ihr Bestes. Die zwei Stunden ihres Musizierens, Singens und Tanzens durchwehte der Glaube an das deutsche Soldatentum, die Verpflichtung, der Front das Beste zu geben und sich ihr würdig zu erweisen.

Hinein ging es in die lieblichen Berge der Ardennen, deren Wälder noch einen letzten Schimmer herbstlicher Buntheit trugen. Jubel überall in den heiteren Bergstädtchen, wenn die Jungen und Mädels — voller Spannung schon erwartet — aus ihren Omnibussen kletterten. Oft genug wurden die Mahlzeiten gemeinsam mit der Truppe eingenommen, und so manche Stunde geselligen Beisammenseins vereinte auch über die Veranstaltungen hinaus die Soldaten mit den Gästen aus der Heimat.

Eine repräsentative Nachmittagsveranstaltung, der ein Kameradschaftsabend mit den Offizieren und Mannschaften eines Bataillons im Kasino in Luxemburg folgte, beschloß die Frontfahrt der Schwaben, die schließlich nach 16 Tagen buntester Bilder und vielfältigster Eindrücke, mit Erlebnissen vollgepumpt, heimkehrten nach Stuttgart, um dort Künder zu sein vom deutschen Soldatentum in fremden Ländern.

Kriegsberichter Heinz-Dieter Pilgram



Bild links: Der Hobel glättet die Bordwände des Schnellbootes

Bild Mitte: An allen Tischen wird gehämmert, gebohrt, geklebt. Eine ganze Modellflotte entsteht

Bild unten: Aus Holztafeln, mit der ächzenden Säge in der Hand, wird langsam der Schiffsrumpf

beherrschen und damit voll einsetzen und ausnützen zu können.
Die Herstellung von Schiffsmodellen und die Beschäftigung damit ist daher keine Spielerei, sondern sie stellt eine sehr ernste Arbeit dar. Wir wissen, daß in den Konstruktionssälen oder auf den großen Werften wichtige Versuche und Messungen an Modellen erprobt werden, und daß dort die Konstrukteure ihre Erfahrungen sammeln und erweitern und neue Versuche ausprobieren, ehe Zeit und Geldmittel im größeren vertan werden. Den gleichen Sinn hat auch das Bauen von Schiffsmodellen bei unseren Jungen. Auch sie lernen bei dieser Arbeit, genau so wie das übrigens beim Segelflugzeugmodellbau der Fall ist, technische Einzelheiten kennen. Sie erwerben sie sich nicht nur auf rein theoretische Weise, sondern eben durch die Arbeit, und die Beschäftigung am Modell ist viel intensiver und nachhaltiger. Nach genauen Bauplänen wird der Schiffsrumpf aufgebaut. Aus Brettern, die genau der Form des Schiffes entsprechend zugesägt werden, wird der Rumpf schichtweise aufgebaut, wird mit Hobel und Stemmeisen nachgearbeitet, so lange, bis die für das Schiff günstigste Form erreicht ist. Alles das erfordert eine sehr sorgfältige und mühsame Arbeit, und hiervon hängt zumeist schon der Erfolg des ganzen Erfolges ab. Daher darf keinerlei Pfuscharbeit geliefert werden, sondern unter strenger Anweisung werden die Jungen immer wieder darauf hingewiesen, daß alles aufs sorgfältigste und genaueste ausgeführt werden muß. Wenn so der Rumpf des Schiffes fertiggestellt ist, kommt dann



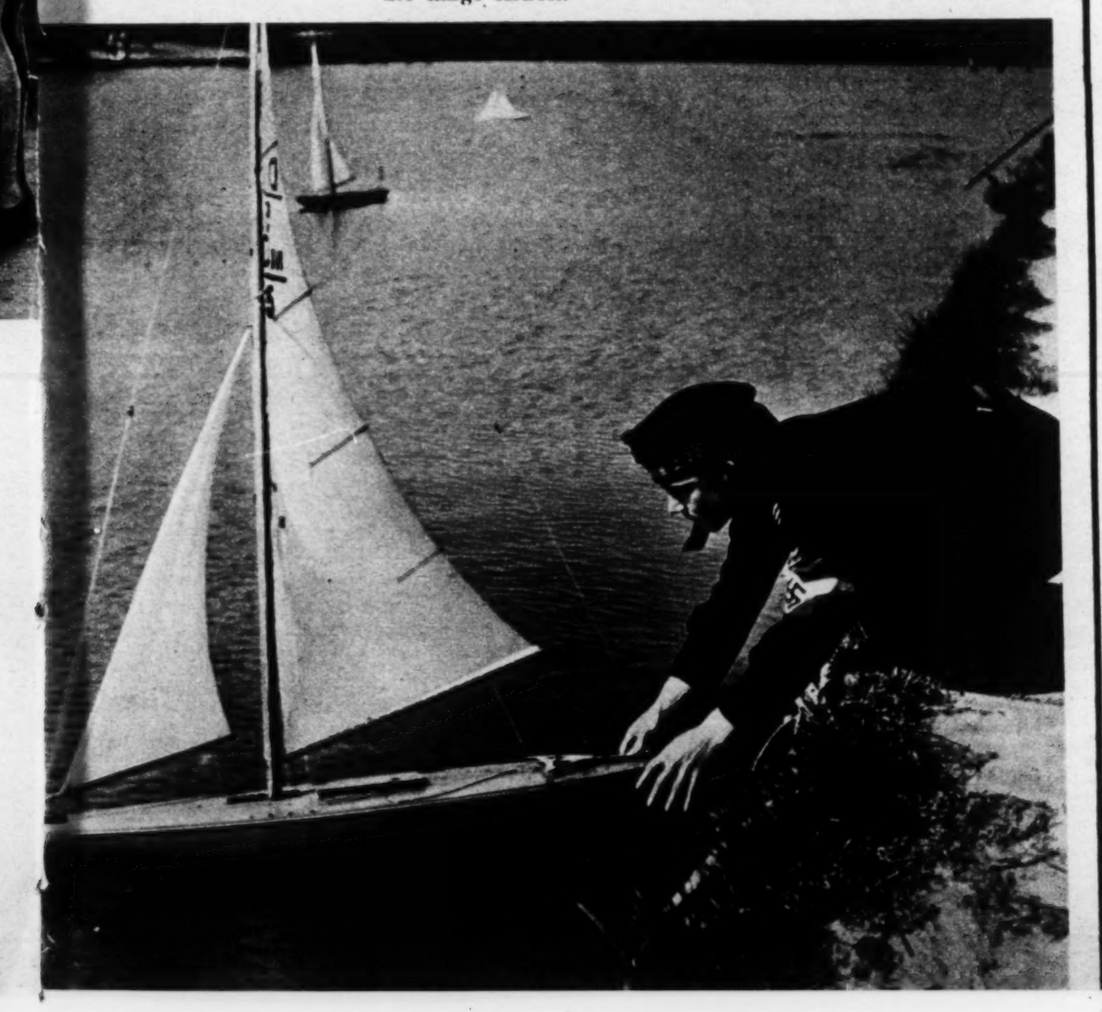
die Arbeit, die eigentlich am meisten Freude macht, nämlich der Aufbau der Geschütze, der Türme, der Masten usw. Auch hier wird ganz genau nach Plänen gearbeitet, und bis in die kleinsten Feinheiten hinein wird alles naturgetreu nachgebildet.
Wichtiger vielleicht aber als diese kleinen Feinarbeiten ist der Bau von Segelbooten, die dann auf das Wasser gesetzt werden und dort ihre Schwimmversuche machen, denn hierbei beweist sich, ob die Arbeit wirklich eine einwandfreie gewesen ist, und vor allen Dingen besteht hier die Möglichkeit, nun mit dem fertigen Modell verschiedene Versuche auszuführen. Jeder, der damit arbeitet, lernt die Gesetze, die sich eben für ein Boot ergeben, d. h. Berücksichtigung der Strömungskräfte des Wassers und des Druckes des Windes usw. Was hier noch am Modell geübt und gelernt wird, kann später in der Praxis angewendet werden. Manch einer, der sich mit diesen Dingen noch nicht beschäftigt hat, hat vielleicht schon an einem See oder einem Fluß gestanden und sich gewundert, wie ein Segelboot quer zur Strömung oder gegen den Strom oder sogar gegen den



Der schönste Erfolg ist eine Anerkennung des Kameraden

Wind fahren kann. Für Jungen, die mit Modellen gearbeitet haben, wird das nichts Besonderes sein, denn sie haben das alles schon einmal an ihren eigenen Modellen praktisch ausprobiert und wissen genau, wie man ein Segelboot unter solchen Bedingungen zu steuern hat. Das ist dann auch der Lohn für die mühevolle und langwierige Kleinarbeit, die ungeheuer sorgfältig durchgeführt werden muß, und wenn dann bei einem Wettsegeln das eigene Boot als Sieger durchs Ziel fährt, ist das der schönste Dank für die lange Arbeit.

Fertig für den Start zur Segelregatta!



Es war bei Stoktevyver

Eine kleine Begebenheit nur ist es in der großen Schlacht von Flandern, klein, nur am Rande erzählt, und doch so groß in ihrer Haltung.

Es war bei Stoktevyver am Lys-Kanal, dem letzten, an dem sich der Belgier noch festsetzte vor seiner Kapitulation. Es war sein Verzweiflungskampf. Alles, was ihm noch blieb, setzte er ein, Infanterie, seine letzte Elitetruppe, Artillerie jedes Kalibers, Panzer und — Heckenschützen.

Irgendwo an den Büschen liegt ein Verletzter mit blutiger Wunde, schwer von einem Granatsplitter getroffen. Der Sanitäter konnte noch nicht zu ihm kommen, der war noch bei anderen und mußte helfen.

Ein Melder rast vorbei, nach vorn, und hört ihn stöhnen. Er springt zu ihm, kennt ihn gar nicht, wie sie sich fast alle nicht kennen, die Männer im grauen Rock, und doch gute, treue Kameraden sind. Schnell reißt er sein Verbandpäckchen heraus und verbindet ihn.

Seinen Rücken hat er den Büschen zugewandt und kann nicht sehen, wie sich eine lauernde Gestalt dahinter regt, größer wird, aufspringt und ihm schon von hintenher an der Kehle zerrt. Nichts hat er in der Hand, um sich zu wehren, um diesen feigen, gemeinen Überfall abzuschlagen; seine Hände halten die Mullbinde und können nicht nach dem Messer greifen, das auf ihn gerichtet ist.

Mit entsetzten Augen sieht es der todwunde Kamerad, sieht, wie sein fremder Kamerad meuchlings gemordet werden soll, wälzt sich zur Seite, greift nach seinem Karabiner, richtet sich qualvoll auf und gibt unter rasendem Schmerz seinen letzten Schuß ab.

Tödlich getroffen sinkt der feige Heckenschütze in das Gras. Der Kamerad ist gerettet.

Doch noch ein Heckenschütze wartet in den Büschen, wartet auf den Augenblick, wo sich der Verwundete aufrichtet, um seinem Kameraden zu helfen. Da wirft er den Sicherungsflügel seiner Pistole herum, und aus nächster Nähe knallt ein Schuß auf den verwundeten Deutschen, tödlich sofort in seiner Wirkung.

Und der Melder ist wieder allein, allein mit dem zweiten Heckenschützen, dem er die verdiente Strafe augenblicklich erteilt. Und dann rast er weiter, weiter nach vorn, um seinen Auftrag zu erfüllen.

Am Kanal aber liegt sein toter Kamerad.

Gefreiter Gerhard Schulz



Tagebuchaufzeichnungen von der Japanfahrt der HJ. 1940

23.10. Wieder herzlicher Empfang auf dem Bahnhof, dann Visiten und Besichtigungen. Zum erstenmal: Besuch eines Schreins. Empfang beim Generalgouverneur. Was die Japaner hinsichtlich Entwicklung Tyosens geleistet haben, ist wirklich erstaunlich. Wir erfahren dies in einer großen Ausstellung, deren Schließung bis zu unserer Ankunft um drei Tage hinausgeschoben wurde.





Besuch am Minatogawa-Tempel   Links unten: Wir sehen Bastelarbeiten in einer Volksschule   Unterhaltung während langer Bahnfahrt



24.10. Rundgang durch das Gouvernements-Museum und Besuch in einer Volks- und einer Mittelschule. Arbeitspensum und Fleiß, Disziplin, Sauberkeit und Höflichkeit erregen unsere Bewunderung. Im Treppenhaus und in einigen Klassen Bilder des Führers und von der deutschen Luftwaffe. Wir besichtigen anschließend ein Ausbildungslager für koreanische Freiwillige, die ins japanische Heer aufgenommen werden sollen. Militärische Pünktlichkeit, Ordnung und Sauberkeit in hoher Vollendung. Mittagessen in einem kleinen japanischen Restaurant überrascht uns angenehm, es gibt „Tempura" (in Öl gebackener Weißfisch und Krabben). Im ehemaligen königlichen Palast des Prinzen Li hören wir uralte klassische Musik, eine ganz besondere Ehre für uns. Sehr viel Freude bereitet uns eine kameradschaftliche Aussprache mit Professoren und Studenten der Universität, kluge und frische Menschen. Abends japanisches Essen „Sukiyaki", das einzige japanische Fleischgericht, schmeckt vortrefflich. Man hockt auf dem Boden um kleine Tische herum, in ihrer Mitte steht ein Bratofen, auf dessen Pfanne dünne Fleischscheiben zusammen mit Zwiebeln, Lauch und anderen Dingen in einer süßsauren Soße geschmort werden. Nachts Abreise nach dem Kongo-san, den berühmten Diamantbergen Tyosens, in einem Sonderwagen, der an den fahrplanmäßigen Zug angehängt wird.

25. u. 26.10. Zwei herrliche Tage der Ruhe in märchenhaft schöner Landschaft. Schon die Anreise ist schön, am wunderbar blauen Japanischen Meer entlang oder durch Bergland. Wir besteigen einen der höchsten Gipfel und haben einen phantastischen Ausblick über das Gebirge bis ans Meer. Prächtiger Sonnenschein, reine Luft, schöne Herbstfärbung der Wälder, bizarre Gipfel und Grate. So wie die zersägten Berge des Kongosan muß der Montserrat, der Berg des goldenen Vlieses, ausgesehen haben. Ein romantisch gelegener buddhistischer Tempel atmet Frieden und Beschaulichkeit. Der Abt reicht uns Honigtee und Äpfel aus dem Tempelgarten. In der Nähe unseres Hotels nehmen wir ein Bad nach japanischer Art.

27.10. Wieder in Keijo. Teilnahme an einer Jugend-Großkundgebung, deren Mittelpunkt wir sind, dann Abreise nach Fusan mit dem Luxuszug „Hoffnung". Einer der Mitreisenden ist ein englischer Generalkonsul, der sich über uns anderen gegenüber anerkennend äußert. Unterwegs verschiedentlich heraus aus dem Zug und auf den Stationen Abschreiten der Front angetretener Jugendverbände. Abends besteigen wir in Fusan das Fährschiff, das uns während der Nacht nach Japan hinüberbringen soll.

28.10. Morgens betreten wir in Shimonoseki zum erstenmal den Boden des eigentlichen Japans. Wieder schöner Empfang, kurzes Frühstück mit dem Oberbürgermeister, dann mit kleiner Sonderfähre Überfahrt nach Moji auf Kyushu, der südlichsten Insel Japans. Mit der Bahn weiter durch eine ausgedehnte Industriegegend, nach dem zwischen Bergen und dem Meer gelegenen Badeort Beppu. Dort mittags bei Ankunft der herzlichste Empfang, der uns während unserer ganzen Fahrt zuteil wurde. Durch ein Spalier von groß und klein, alt und jung mit unzähligen Fähnchen im Triumphzug durch die Straßen ins Restaurant des Herrn Miyamoto. Dann Besuch des Naturheil-Sanatoriums und der zahlreichen heißen Schwefelquellen, anschließend Tee mit Vertretern der Jugendverbände. Abends: Bummel durch die Stadt.

29.10. „Kyudo"-Vorführung (altjapanisches Bogenschießen). Zwei Meister dieser Kunst in prächtigen Gewändern zeigen uns das Zeremoniell, das Beherrschung, Konzentration und überlegene Ruhe schafft. Wir fühlen uns in der japanischen



Bild links: Tee-Zeremonie von den Schülerinnen der Ersten Mädchenschule in Kobe



Bild rechts: Unser Abschied von Beppu

Bild unten: Empfang beim Oberbürgermeister von Beppu

Geschichte Jahrhunderte zurückversetzt. — Ein wohlhabender Privatmann lädt uns zu einer Besichtigung seiner großartigen Sammlung alter Schwerter ein. Das Schwertschmieden war in Japan eine Kunst im wahren Sinne des Wortes; der Stahl dieser zum Teil mehrere hundert Jahre alten Waffen ist von



fleckenlosem Glanz, so daß man meint, er sei erst gestern geschmiedet. — Mit der Drahtseilbahn auf die Berge gefahren, herrlicher Ausblick über Stadt und Meer. Mittags Abfahrt mit Dampfer nach Kobe. Herzlicher Abschied am Hafen, viele Fahnen, langes Winken. Unser Schiff ist ein prächtiger Dampfer, fährt schnell und sehr ruhig, hat ausgezeichnete Kabinen und Speise- und Gesellschaftsräume. Alles groß, hell und freundlich, sehr bequem. Leider regnet es, so daß wir von der märchenhaft schönen Inlandsee, der Perle Japans, nichts sehen. Miyamoto-san und einige weitere Freunde fahren mit bis zum nächsten Anlegeplatz. Dort erscheint unerwartet für einige Minuten der Provinzgouverneur an Bord, um uns zu begrüßen. Auch Miyamoto-san hat eine Überraschung, er hat von Beppu aus heimlich veranlaßt, daß uns hier Bier (!) aufs Schiff gebracht wird, eine rührend freundliche Aufmerksamkeit.

30.10. Morgens Ankunft in Kobe. Generalkonsul Balser und der Ortsgruppenleiter begrüßen uns, HJ. und BDM. Kobe sind angetreten, dazu Presse- und Foto-Reporter. Besuch einer Volksschule, erstaunlich viel Bastel- und Handfertigkeits-Unterricht. Wir nehmen an einer Schulfeier anläßlich des 50jährigen Bestehens des kaiserlichen Erziehungsediktes teil. Schlicht und sehr eindrucksvoll. In einer Mädchen-Mittelschule Ausstellung selbstgefertigter Kimonos, Blumen-



Besuch beim freiwilligen Landdienst in Osaka



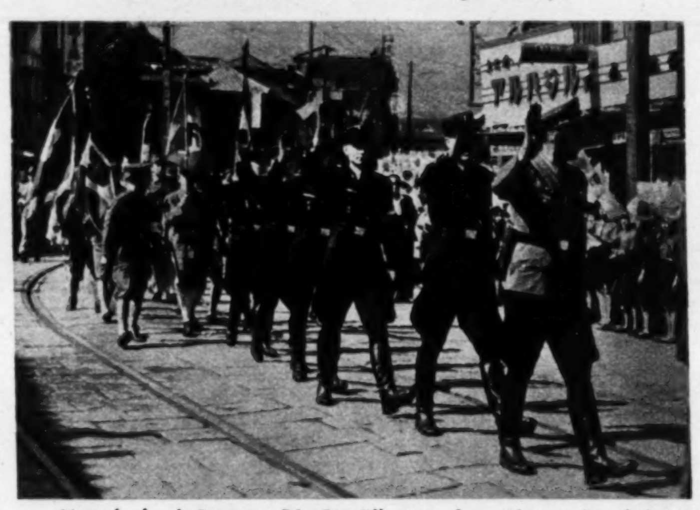
Japanisches Bogenschießen. Ein Meister zeigt seine Kunst

Arrangements, Malereien. Außerdem wird uns die Tee-Zermonie vorgeführt, dann folgen musikalische Darbietungen in der Aula. Mittagessen in einem japanischen Restaurant, das ein einzigartiges Museum ist. Jeder der prächtigen Räume ist eine Besonderheit, entweder stellt er eine berühmte Landschaft dar oder er besteht nur aus einer Holzart, Bambus, Kirschholz usw. Dazu viele Bilder, Rüstungen, Waffen. Abends sind wir gemeinsam mit dem Standort Kobe der HJ. Gäste der deutschen Gemeinde. Echte Gastfreundschaft und Sinnbild herzlicher Volksgemeinschaft. Anschließend Weiterfahrt nach Osaka.

31. 10. Besichtigung des Wahrzeichens Osakas, der Burg des Toyotomi Hideyoshi aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, mit Graben, Wällen und Mauern und einem Museum im Schloßturm. Anschließend Besuch beim freiwilligen Arbeits- oder Landdienst älterer Schüler und Schülerinnen am Rande der Stadt, Urbarmachung von Brachland, Anbau von Baumwolle und Süßkartoffeln. Mittagessen bei Kanebo, der größten Spinnerei Japans. Rundgang durch die Riesenanlagen zeigt uns modernste Räume und Maschinen, alles hell und sauber. Die Arbeiter und Arbeiterinnen freundlich und zufrieden, der Konzern sorgt ausgiebig für ihr Wohl. Nachmittags Besuch des Puppentheaters Bunrakuza, nicht Marionetten, sondern handbediente Puppen. Einziges Theater dieser Art, die Leistungen sind erstaunlich. Abends Veranstaltung des größten Sängers Japans, Fujiwara, durch Berliner Liederabende auch in Deutschland bekannt. Auch deutsche Werke von diesem japanischen Meister gesungen, verschaffen uns Freude und Genuß. Im vollbesetzten Theater bei unserem Kommen und Gehen große Ovationen für uns.



Wir versuchen unsere Kunst im Bogenschießen



Marsch durch Beppu: Die Bevölkerung begrüßt uns herzlich

1. 11. Morgens Abfahrt nach Tokio. Wir unterbrechen die Fahrt in Yamada und besuchen die Ise-Schreine, das größte Nationalheiligtum Japans. Tausende von Menschen pilgern durch die schönen Waldwege zum gleichen Ziel. Wir machen das ganze Zeremoniell andächtig mit und besichtigen dann das zum Schrein gehörende Museum, in dem alte Waffen und Ausgrabungsfunde sowie die Geschenke aufbewahrt werden, die der jeweilige Tenno den Ise-Schreinen macht. — Gegen 21 Uhr Ankunft in Tokio. Um uns zu begrüßen, sind Vertreter der Ministerien und Behörden, auch der Deutschen Botschaft erschienen, ebenfalls die höchsten Führer der damals noch bestehenden verschiedenen Jugendverbände und große Abordnungen dieser Verbände, ferner Mitglieder der deutschen Gemeinde, HJ. und BDM., viele Freunde und Bekannte.

2. 11. Viele offizielle Antrittsbesuche in Gala-Uniform; Ehrenbezeigung vor dem kaiserlichen Palast, Zeremoniell am Meiji- und am Yasukuni-Schrein, Besuch beim Kultusminister, Außenminister, Kriegsminister und dem Vertreter des Marineministers. Überall sehr freundliche Aufnahme. Kultusminister Hashida begrüßt uns herzlich und unterhält sich zwanglos mit uns. Außenminister Matsuoka richtet eine lange Ansprache an uns und behandelt ausführlich die politische Gesamtlage, die Notwendigkeit, endlich eine saubere Neuordnung der Welt vorzunehmen und damit einen gerechten Frieden zu schaffen, die Aufgabe Deutschlands und Japans und besonders ihrer Jugend in dieser Hinsicht, und den Dreimächtepakt. Wir sind ganz in seinem Bann und tief beeindruckt. Kriegs- und Marineminister sind kurz und bündig militärisch, echte Soldaten. Wir freuen uns und sind stolz darauf, von ihnen Worte höchster Anerkennung für den deutschen Soldaten zu hören. Der deutsche Botschafter General Ott, dem wir sodann Besuch abstatten, empfängt uns herzlich und weist uns auf unsere Pflichten als Repräsentanten des neuen Deutschlands hin. Nachmittags Besuch der „Judo"-Abschlußkämpfe (unzulänglich als Jiu-Jitsu bezeichnet), im Rahmen des großen Meiji-Sportfestes. Bei unserem Erscheinen in der Sporthalle begeisterte Begrüßung durch die Zuschauer. Abends großer Empfang beim deutschen Botschafter. Viele prominente Persönlichkeiten anwesend: Außenminister, Kultusminister, italienischer Botschafter, Generalleutnant Oshima (jetzt Botschafter in Berlin), Oberbefehlsleiter der NSDAP. Gohdes und Selzner. Überrascht und sehr erfreut waren wir durch die Vorführung deutscher Wochenschauen.

3. 11. Vormittags ist . . . bitte nicht lachen! . . . Freizeit. Tatsächlich. Nachmittags und abends Abschlußkämpfe und Schlußfeierlichkeiten des Meiji-Sportfestes im riesigen, überfüllten Meiji-Stadion. Sehr gute sportliche Leistungen, dann Massenaufmarsch, Fackelzüge, Siegerehrung. Sehr feierlich und weihevoll, erinnert an die Abschlußfeier der Olympiade.

JUNGENS VOM GROSSEN TRECK

Fortsetzung von Seite 10

Unternehmer mehr; die Schächte wurden aufgegeben, die Kapitalisten gingen anderswohin. Die deutschen Arbeiter aber mußten bleiben und sehen, wie sie sich nun durchschlugen. Sie haben es ehrlich und tapfer, aber ebenso wie ihre Brüder aus dem Böhmerwald, mehr schlecht als recht getan, und ihr seht aus dieser Lage, wie sehnsüchtig schon aus diesen Gründen die Deutschen im Buchenland die Heimberufung erwarteten. Es mag durchaus so kommen, daß in diesen Tälern noch einmal große Schätze aus der Erde gehoben werden, für heutige Begriffe liegen sie aber noch zu fern von größeren Industriegebieten. In Deutschland aber werden diese Bergmänner, die Holzarbeiter und Bauern aus dem Buchenland mit allem Mut wieder zu ihrem Gerät greifen und uns wertvolle Hilfe im nationalen Aufbau leisten.

Laßt euch auch erzählen, wie gut ihr es habt!

Ihr wißt, daß ihr es gut habt im neuen Deutschland. Alles geht euch recht nach dem Herzen, alles ist auf euch und eure Bedürfnisse zugeschnitten. Und, wenn ihr nun älter wäret, so würdet ihr auch heilzufrieden damit sein. Da ihr aber jung seid, und nun mal nicht aus eurer Haut heraus könnt, so kann ich mir denken, daß euch der „Hafer zu stechen beginnt", daß ihr aus Übermut andere Wege mal versuchen möchtet, daß ihr es euch beispielsweise „abenteuerlicher" vorstellt, so ganz „vogelfrei" wie Indianer beispielsweise in weiter Steppe aufzuwachsen. Nun, ihr wißt vielleicht nicht, daß auch Indianer eine sehr harte Jugend haben; vor allem aber könnt ihr euch von den deutschen „Kindern der Steppe" gern mal erzählen lassen, wie solche vogelfreie Jugendzeit aussieht. Laßt sie mal von frühzeitiger Arbeit erzählen, von Knappheit und Not bei den Eltern, von Einsamkeit unter lauter Fremdstämmigen.... Und laßt euch dann erzählen, was sie alles schön in Deutschland finden, was sie in unserer Jugendarbeit so begeisternd finden, was sie für Pläne und Zukunftshoffnungen haben und wie sie sich freuen, gerade Deutsche im heutigen Deutschland zu sein. Fragt sie mal, ob sie sich jemals in ihre alte Heimat zurücksehnen, in die Weite der Steppe, in die Einsamkeit der Dobrudschahügel, ans Schwarze Meer und in die niederen Dörfer in der Einsamkeit der Karpaten? Sie werden die „Romantik" ihrer alten Heimat gern gegen die fleißigen Schulstuben, Lehrlingsheime und HJ.-Heime in unsern Städten hergeben, werden lieber mit ihrem Fahrrad in die Fabrik und zum Kursus fahren und den Pflug durch den Acker lenken als auf ungesatteltem Roß frei und stolz durch die Steppe zu traben ....

Laßt euch alles dies erzählen und grüßt mir die Kameraden aus dem fernen Südosten, von denen ich ja auch so manchen bei der Heimwanderung kennengelernt habe.....

W. Janzowski

RÜCKBLICK AUF EIN JAHR

„Kriegsbücherei der deutschen Jugend"

Als in den Septembertagen des Jahres 1939 die deutschen Truppen in unaufhaltsamem Siegeslauf durch Polen stürmten, da gab es keinen deutschen Jungen, der nicht von dem brennenden Wunsch erfüllt war, mit dabei sein zu dürfen. Der eine wäre gern in den Reihen unserer herrlichen Infanterie gestürmt, den anderen zog es zur Artillerie, dieser träumte von kühnen Luftkämpfen, jener wäre gern mit einem U-Boot oder Zerstörer gegen England gefahren, manchen zog es zu den Panzertruppen oder zu den todesmutigen Fallschirmjägern. — Aber alle Jungen konnten nur mit dem Herzen bei ihrer Lieblingswaffe sein. Was der Rundfunk, die Zeitungen und die Wochenschauen berichteten, das fand in uns begeisterten Widerhall, was die Väter und Brüder aus dem Felde schrieben, das erlebten wir mit. Aber dies alles konnte dem Wissensdurst und Tatendrang der meisten noch nicht genügen. Wir wollten mehr wissen um den persönlichen Einsatz, die besonderen Heldentaten einzelner Waffengattungen und Verbände.

Diesem Wunsch kam die Reichsjugendführung entgegen, als sie im Einvernehmen mit dem Oberkommando des Heeres und der Kriegsmarine und dem Oberbefehlshaber der Luftwaffe die Herausgabe der „Kriegsbücherei der deutschen Jugend" veranlaßte. Die beispiellosen Leistungen unserer Soldaten, ihr Kämpfen und Erleben, ihr unvergängliches Heldentum kommen nun seit über einem Jahr in den allen Jungen bekannten Heften, die jeden Donnerstag neu erscheinen, in oft atemraubenden Frontberichten zum Ausdruck.

Der Titel des ersten Heftes „Vor dem Sturmangriff" ist gewissermaßen symbolisch. Der Dichter Franz Schauwecker schilderte hier aus unmittelbarem Erleben ein Stoßtruppunternehmen am Westwall. Die monatelange Ruhe an der Westfront war ja kein Nichtstun, sondern ein unausgesetztes und zähes Vorbereiten auf den großen entscheidenden Waffengang.

Anders lagen die Dinge im Osten. Das größenwahnsinnige Polen wurde in 18 Tagen überrannt, eine kurze Spanne Zeit, aber welch eine Unsumme von übermenschlichen Leistungen und ergreifenden Heldentaten wurde in diesen Wochen vollbracht! Dementsprechend enthalten auch die ersten Hefte der „Kriegsbücherei" in vorherrschendem Maße Erlebnisberichte aus dem Polenfeldzug. Selbstverständlich werden alle Waffengattungen berücksichtigt. Behandelt beispielsweise Heft 3: „Sieger auf verlornem Posten" die siegreiche Abwehr feindlicher Übermacht auf einem E-Flugplatz, und das nächste Heft das Erlebnis einer hinter den feindlichen Linien gelandeten Stukabesatzung, so erfahren wir in Heft 7 von dem Angriff auf Modlin oder im „Unternehmen Jaguar" (Heft 10) von den Taten der Panzerwaffe in Polen. Die Kämpfe und Erlebnisse um Polens letzten Stützpunkt werden im Heft 23 „So fiel Hela" packend geschildert. Die aufgezählten Hefte bilden natürlich nur einen kleinen Ausschnitt aus der langen Reihe der fesselnden Hefte, die den Feldzug in Polen behandeln. Daneben treten Schilderungen aus dem Seekrieg gegen England. Schon im 2. Heft wird die Versenkung des ersten englischen Flugzeugmutterschiffes „Courageous" spannend erzählt, und die Kette der Seekämpfe reißt nun nicht mehr ab, erfährt ihre gewaltige Steigerung im Kampf um Norwegen, in dem gerade die Flotte unsterblichen Ruhm erntete. Man denke nur an die Namen Oslo, Bergen, Stavanger und Narvik!

Am 10. Mai 1940 trat dann unser Heer im Westen zum gewaltigen Angriff gegen die Urheber dieses Krieges an. Jeder deutsche Junge weiß, mit welcher Begeisterung der Sturmmarsch unserer tapferen Soldaten im ganzen Volke aufgenommen wurde, wie man atemlos den Rundfunkberichten lauschte und dennoch nie genug erfahren konnte. Hier greift nun die „Kriegsbücherei" ein. Es gibt keine Waffengattung, keinen Kriegsschauplatz zu Lande, zu Wasser und in der Luft, die in den folgenden Heften nicht eingehend und in spannender Weise behandelt werden.

*

Ein wichtiger Hinweis: Der Beitrag auf Seite 1 und 2 dieses Heftes „Ein Soldat an den Führer" wurde dem Buch „Das ist der Sieg", das Gunter d'Alquen als eine Sammlung von Briefen des Glaubens in Ausbruch und Krieg herausgab, entnommen. Kameraden, jedes lobende und empfehlende Wort zu diesem Buch bleibt gering vor diesen Zeichen der Zuversicht und tiefer Gläubigkeit. Nehmt alle dieses Buch in die Hand als ein lebendiges Denkmal der großen Zeit, die wir durchleben. (Erschienen im Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., Berlin.)

Die Aufnahmen dieses Heftes stammen von: Presse-Hoffmann (1), Reichsbildstelle (1), Maisenbacher (3), PBZ (1), Rondophot (9), Erdmann (1), Jürgens (10). Die Zeichnungen sind von: Wendt, -nicki, Lipner, Sinogli, Reimesch. Graphische Gestaltung: Felder.

Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Gesamtinhalt:

Wilhelm Utermann, Berlin

Fernsprecher: 11 00 22 für Ortsgespräche, 11 60 71 für Ferngespräche. Anzeigenleiter: Ulrich Herold, Berlin. Verlag: Franz Eher Nachf., G.m.b.H., Zentralverlag der NSDAP., Zweigniederlassung Berlin SW 68, Zimmerstr. 87—91. Postscheckkonto: Berlin 4454. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68, Dresdener Straße 43. — Bezug durch den Verlag, die Post und alle Buchhandlungen. Bezugspreis bei Zustellung durch Boten monatlich 30 Rpf. zuzüglich Zustellgebühr und bei Postbezug vierteljährlich 90 Rpf. zuzüglich 6 Rpf. Zustellgebühr. Die Post nimmt auch Neubestellungen für die letzten beiden Monate oder den letzten Monat des Kalendervierteljahres entgegen. — Ausland mit ermäßigten Drucksachengebühren 98 Rpf., übriges Ausland 1,28 RM. einschließlich Porto. — Zur Zeit ist Preisliste Nr. 1 vom 1. 4. 1939 gültig. Für unverlangt eingesandte Beiträge und Einsendungen übernimmt die Schriftleitung keine Gewähr.

Alle wichtigen Teile der schnellen und formschönen NSU-Quick, Motor und Getriebe, Rahmen und Gabel, werden bei NSU aus einem Guß hergestellt

Das Herz der NSU-Quick, der 100-ccm-NSU-Zweitaktmotor, leistet 3 PS, ist schnell in der Ebene und kräftig am Berg ...

Hunderttausend kluge Leute fahren heute schon NSU-Quick, sind überall pünktlich und sparen Zeit ...

Vor allem aber sparen sie Geld, denn 1 Kilometer kostet auf NSU-Quick nicht ganz 1 Pfennig.



NSU WERKE AKTIENGESELLSCHAFT NECKARSULM

Dr. Otto Dietrich

Auf den Straßen des Sieges

Erlebnisse mit dem Führer in Polen.

Ein Gemeinschaftsbuch des Reichspressechefs und seiner im Führerhauptquartier tätigen Mitarbeiter Helmut Sündermann, Gunter d'Alquen, Wilfrid Bade, Heinz Lorenz. — Bericht einer der größten militärischen Taten der Weltgeschichte, hinterläßt einen gewaltigen und bleibenden Eindruck

Leinen RM. 3,80.

Erhältlich in jeder Buchhandlung.

Zentralverlag der NSDAP. Frz. Eher Nachf., München-Berlin

Germania WAFFENOEL

Bei überdurchschnittlicher Viskosität schnelle und umfassende Ölausbreitung / Hohe Schmier- und Rostschutzwirkung / Völlige Neutralisierung der Nachschläge oder rostansetzender Zündhütchen durch hervorragende alkalische Reaktion / Leichtes Ablösen von Vernickelungen und Verbleiungen / Wundheilöl und Desinfiziens / Preise: RM. 1,30, 1,50, 1,70. Nur durch den Handel

SCHMIDT & CO., Kom.-Ges., OERLINGHAUSEN I. L.



Sie ist bekannt in Stadt und Land die weltberühmte „Sybilla Brand".

Reichhaltiger Katalog 6 umsonst.

Leichte An- und Abzahlung. - Viele, viele Anerkennungen.

Josefine Ranft
Pausa i. V. 4.

Lest den „J. B."



Luftgewehre

„Sportmodell 33 und 33 jun."

Die idealen Waffen für Schulung und Sport

Von der Reichsjugendführung begutachtet u. zur Einführung empfohlen

Interessante Druckschriften 103 durch

C. G. Haenel, Suhl
Waffenfabrik





VENUS-WAFFENWERK
Inh.: Dipl.-Ing. WILH. FOSS
ZELLA-MEHLIS

Nachrichten-Geräte aller Art

Morseapparate, Lehr- und Schulgeräte, Feldkabel, Fernsprechbaugerät

Rudolf Jetter
Berlin-Tempelhof, Berliner Str. 40



Maxe: Jemein! Mir habense meine Fahrrad-Beleuchtung jeklaut!
Justav: Bist Du doof! Mir kann so wat nich passieren. Ick habe eine Astron-Garantie-Beleuchtung mit Diebstahlsicherungs-Schutz
Maxe:
Wat kostet so een Ding?
Justav: Nicht viel, Dynamo 6 Volt ab RM. 4,25. Scheinwerfer ab RM. 2,35.
Maxe: Ick gehe jetzt in 'nen Laden und koofe mir ne Astron-Beleuchtung.
Prospekte über die großen Astron-Neuheiten durch Händler, Grossisten und ASTRON Elektro-Industrie, Stuttgart-W

Hitlerjunge! Unser Anzeigenteil ist Dein Berater in allen Einkaufsfragen!

Laut lesen und weitererzählen!

Ich helfe Ihnen weiter.

Kurzschrift

(Stenografie) brieflich zu lernen ist wirklich sehr leicht! Herr Joseph Staudigl, Studienrat am alten Gymnasium in Regensburg, schrieb am 13. 2. 38: „Ich halte Ihre Unterrichtsmethode für ausgezeichnet. Wenn jemand sich genau an den von Ihnen aufgestellten Übungsplan hält, so muß er, ob er will oder nicht, ein tüchtiger Stenograph werden." — Der Abiturient Karl Ditsche in Friedewalde schrieb am 7. 8. 40: „Schon nach 3 Monaten hatte ich eine Schreibgeschwindigkeit von 120 Silben pro Minute erreicht." Mit der neuen amtlichen Deutschen Kurzschrift kann der Geübte so schnell schreiben wie ein Redner spricht! — 500 Berufe sind unter unseren begeisterten Fernschülern vertreten. Sie lernen bequem zu Hause unter der sicheren Führung von **staatl. geprüft.** Lehrern! Das Arbeitstempo bestimmen Sie selbst! Alle Lehrmittel werden **Ihr Eigentum!** Bitte, senden Sie **sof.** in off. Umschl. diese Anzeige ein (3 Pf. Porto).

Privater Kurzschrift-Fernunterricht
E. Spiekermann, Berlin-Pankow Nr. 67 V

Bitte senden Sie mir ganz umsonst und unverbindl. 5000 Worte Auskunft mit den glänz. Urteilen von Fachleuten u. Schülern!

Vor- u. Zuname: ....

Ort und Straße: ....